

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schlimme Gebräuche. Ein Zeitbild aus dem Tagebuch des Wanderlehrers
Besserer

[urn:nbn:de:bsz:31-338038](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338038)

Schlimme Gebräuche. *)

Ein Zeitbild aus dem Tagebuch des Wanderlehrers Besserer.

1. Kapitel.

Ein Rekrutentag.

Motto:

Wo rohe Kräfte
finlos walten, da
kann sich kein Ge-
bild gestalten.
E. Hüller.



otter's Erde, wie wunder-
bar schön bist du!
Schön zu allen Zei-
ten. Aber einer
herrlich geschmück-
ten Braut bist du
zu vergleichen jetzt,
zu der Zeit, in
welcher die dies-
jährige Kalender-
geschichte ihren An-
fang nehmen soll.

Also hinaus aus
den dumpfen Mau-
ern der Stadt, hi-

naus zu den herrlich prangenden Fluren, hinaus auf
das Land, wo die göttliche Schöpfung weniger durch mensch-
liches Nachwerk, weniger durch menschlichen Hochmuth und
vornehm sein sollende Verwickeltheit zur Karrikatur verzerrt ist!

Dort liegt es eingebettet, das friedliche Dorf, zwischen
den Schneebällen der vielen Hunderte von blüthebeladenen
Obstbäumen. Die letzten warmen Tage des April haben
vollbracht, was nach der Meinung der Dichter oder Ge-
schichtschreiber eigentlich erst dem nachfolgenden Wonnemonat
zukommt.

Man sieht deshalb nur wenige der braunrothen Dächer
zwischen den blühenden Bäumen hindurchblicken, aber man
bemerkt an der Ausdehnung des Ganzen, dessen ungefährer
Mittelpunkt durch den schlanken Glockenthurm und das Giebel-
dach der Kirche bezeichnet ist, daß wir vor einem nicht un-
bedeutenden Landorte stehen, dem wir im Geiste heute unsere
Schritte zugewendet haben. Und was wir auf dem Wege dahin
sahen, es stimmt vortrefflich zu dem gartengleichen Fleck
Erde, den wir soeben beschrieben.

Überall, wohin das Auge schaut, fruchtbares Land, grü-
nende Saaten, saftige Matten und vielerprechende Rebberge;
nach Osten gar lieblich von waldigen Bergen begrenzt. Oben
schlägt vom Thurme die Vesperstunde. Nicht mehr lange
und ein weiterer schöner Tag geht hinab in das Meer der
Ewigkeit, um für die nach ihm kommenden — mitunter
auch für die trüben und traurigen Tage — Raum zu
schaffen.

Ein zwischen den Hecken und Latten-Umzäunungen der
reichlich vorhandenen Gärten sich hindurchschlingelnder Fuß-
pfad führt in das Innere. Wir sind im Dorfe. Es ist
recht stille auf dem freien Platze vor der Kirche. Diese
Stille wird zuweilen unterbrochen durch das unschön ge-
schränkte „Sig-ga“ badender Gänse, durch das Gezwitscher der mun-

teren Schwalben und durch das aus der Werkstätte eines
fleißigen Handwerkmannes herübertönende Gellopfe und Ge-
klingel.

Die Ortsbewohner mögen theils noch nicht von der Feld-
arbeit heimgekehrt, theils in ihren Häusern beschäftigt sein.
Die Straßen sind, einige spielende Kinder ausgenommen, leer.
Nur dort beim Brunnen stehen zwei Mädchen in eifriger
Unterhaltung. Die Eine, welche sich an den Brunnenstod
lehnt und die runden Arme in einander geschlungen
hält, ist wohl die zuerst gekommene, denn ihren Wasserkübel
hat sie längst unter das Rohr gestellt, während die Andere,
gebuldig zuwartend, den ihrigen noch unter dem Arm hält
und sich inzwischen die Zeit mit Plaudern vertreibt. Sie
müssen sich viel und Wichtiges zu erzählen haben, die beiden
hübschen Dirnen! Der bevorzugte Wasserkübel läuft seit
10 Minuten über, ohne daß er weggerückt wird, um dem
zweiten Platz zu machen.

„Und i sag Dir's, Brenete, und i bleib dabei, unsere
Bube sind keine Kerle mehr“ — spricht die am Brunnen-
stod, ein draales, freundlich dreinschauendes Mädchen mit
braunen Haaren und frischen Wangen. — „I will Etsche
ausnehmen, den Florian, s' Burger's Christof, mein' Bruder
und noch“ —

„Bergiß Dein' Frieder net“, entgegnet schelmisch lachend
die jüngere Blondine mit dem noch leeren Kübel unter dem
Arm.

„Schweig, Du los Maul! — Ja i sag's, so a Stück
sechs oder acht von unsere ledige Bursch' will i gern' gelten
lassen, das sind doch Kerle, die sich seh'n lasse dürse, aber —
guck Dir sie recht an, die ganz ander G'sellschaft — lauter
Buhewader.“ *) Einer wie der Ander. Ja auf's Maul, wenn's
bei dene ankäm'. Je elender, desto frecher und unflätiger,
kann mer do sage. Burschen, sie habe bärig **) 's Militär-
maß, thun so ungschlacht als möglich und was als do 'raus
kommt aus dene ihre Mäuler, o pfui Teufel! — Guck, Bre-
nede, da g'lüss't eim' währle nimme, daß mer 'n Hausstand
anfängt. Was willst denn au mit sotte Waschlappse anfangen,
dene schon mit ihre zwanzig Johr der Schnaps aus dem
Hals stinkt?“

„Jo, Du hast währle recht,“ sagt darauf mit nach-
denklichem Ton die Jüngere, deren blaue Augen, von langen
Wimpern beschattet zuweilen etwas träumerisch und wie ver-
loren in die Ferne blicken, dann aber wieder plötzlich hell
aufleuchten können, wenn bei dem munteren Kind während
dem Gespräch der Schalk die Oberhand gewinnt. Ei, wie
stimmen dann das runde und doch schlanke Figürchen, die
flachsblonden Haare mit den nach der Landesfite lang hinten
überhängenden breiten Böpfen, die kleinen Grübchen auf den
zart rosa angehauchten Wangen so reizend zusammen mit
dem lustig funkelnden Augenpaar, mit dem hübschen kirch-
rothen Mund und mit den bei kindlich fröhlichem Lachen
sichtbar werdenden eisenbeinweißen Zähnen!

„Es ist währle so, Amelle,“ fährt die Kleine wehmüthig
in ihrer Rede fort. „Es wird immer ärger mit dem Brant-
weintrinken bei de Mannsleut'. Den Zimmerwastel haben

*) Kümmerlinge. Buhewader wird manchmal auch der kleine Finger
genannt.

**) Raum hinlänglich.

*) Nachdruck verboten.

sie vorgestern in den Mist graben müssen, daß er net von innen 'raus verbrennt ist." —

"A bah! In dem alten Lump' wär g'rad so viel net hin g'weht!" eifert das Ameile, „aber daß rechte Leut', wie der Burgbauer, und junge Männer, wie der Brunnen-sepp, der Gangeljacob, und's Niederbauern Hans-Adam — o, i könnt' Dir noch 'nen ganzen Haufen daherzählen — daß solche Leut' sich das Teufelsg'füß ang'wöhnt haben und daß die lebigen Bursch' den Alten schon nachmachen, sell ist himmelstraurig und Du wirst schon sehn, wenn's so fort geht, was g'leht aus unserm Ort noch wird! Komm helf' mir uf, Brenele, i muß heim, sonst schüt mei Mutter. Was meinst, da geht's halt, wie's in kellem Liedle heißt:

Und wenn's Winterszeit regnet
Und wenn's im Hochsommer schneit
Und wenn a Mannsbild nig uß ist,
Da isch aus mit der Freud."

Wie als Antwort auf diese Verse, tönt es nun plötzlich von der anderen Seite des Orts die Straße herab in mehrstimmigem Gejohl, mehr Geschrei, als Gesang:

Drei Wochen vor Ostern
Da geht der Schnee weg,
Do heiert mein Schätle,
No haun i en Dreck.

Ein vielstimmiger heiserer Klucker und ein höllisches Gebrüll folgt dem Gesang und soll wohl dasselbe vorstellen, was man bei den urwüchsigen, kräftigen und sangesgewohnten Söhnen unseres deutschen Hochlandes einen Zodler nennt. Inzwischen mischt sich von fernher eine andere, halb wehmüthige Weise darunter, deren uns wohlbekannte Schlusstrophe folgendermaßen lautet:

Und da greif' ich bald hin
Und da greif' ich bald her,
Und wo ich hingreife,
Ist Alles so leer;
Ach Himmel, was hab' ich getha-ha-han?
Die Liebe war schuldig daran.

Dieses Lied läßt uns vermuthen, wer die Ankömmlinge sein mögen, und die Vermuthung wird zur Gewißheit, als die zuerst erwähnten Schreier nun um die Ecke biegen und sich unserm Auge zeigen.

Wir sehen da aus der Amtsstadt heimziehende Rekruten; Es mögen ihrer zehn oder zwölf Bursche sein, geschmückt mit einer Anzahl von lang herunterhängenden farbigen Bändern an den Knappen und am Wamms mit jenen Kränzchen aus gefärbtem weißem Zinnblech geziert, die jetzt neuerdings bei den Rekruten Mode geworden sind und welche entweder inwendig mit glänzenden Zahlen oder Buchstaben die gezogene Nummer, oder auch die Waffengattung darstellen, zu welcher ihr Träger bestimmt worden ist.

Nicht selten begegnen wir der Inschrift: „Zurückgestellt.“ Manchem fehlt auch das Blechkränzchen, denn das Zeichen „untauglich“ möchte doch Keiner mit sich herumtragen. Nur Einer hat in einem Anflug von Galgenhumor sich einen großen Zettel auf den Hut gesteckt. Darauf steht geschrieben: „Schwamm d'rüber.“!

Nabe beim Brunnen befindet sich das Wirthshaus zum Storch.

Obwohl vom reichlich genossenen Getränke schon toll und voll, schwenkt die erste Truppe doch Arm in Arm auf dieses Haus los. Einige Widerpenfste, die doch lieber vielleicht nach Hause gegangen wären und ihren Kausch ausgeschlafen hätten, werden von den Anderen gewaltsam mitgezerrt. Namentlich ein schlottiger Knirps mit aufgedunsenem Gesicht und vom Trinken gerötheten Augen macht sich bemerklich. Derselbe ruft mit jener den Betrunkenen eigenartigen Beharrlichkeit in einem fort, während Andere im Innern des

Wirthshauses ihre Anwesenheit durch brutales Aufschlagen ihrer Stöcke auf den Wirthstischen kund geben:

„Arreim! erreim, sag i; ob's d'rein geht! Andres! Andres! Hast g'hört? Andres! Du Milliardenvieh! Wo willst hin? Do erreim! So, hat ihm endlich! Vorwärts, Führer rechts, Bataillon links schwenkt! Marsch!“ —

Unterdesse sind auch die andern Säger näher gekommen und haben auf das wehmüthige Liedlein von vorhin nun ein flottes Kriegerlied d'raufgesetzt, in dessen frische Marschweise mit gleichem Schritt und Tritt taktmäßig einfallend, sie lustig daherziehen. Es sind dies drei stattliche, schön gewachsene Bursche, die da singen:

„Mit Hörnerschall und Lustgesang,
Als ging es froh zur Jagd;
So zieh'n wir Schützen wohlgemuth,
Wann's Noth dem Vaterlande thut,
Hinaus in's Feld zur Schlacht,
Hinaus in's Feld zur Schlacht.“

Auch sie haben, das ist an ihren glänzenden Augen und an der Röthe ihrer Gesichter wohl zu bemerken, heute dem „alten Brauch“ gehuldigt und wohl manches Gläslein über Durst getrunken; doch ist ihre Haltung immer noch eine stramme und ihr Benehmen, als sie von einigen aus den Häusern kommenden Landleuten angeredet und befragt werden, ein ruhiges, freundliches, kurz durchaus anständiges.

Sie gehören eben nicht zu jener Sorte unserer heutigen Jugend, die, Gott sei's geklagt, immer mehr im Zunehmen begriffen ist, zu jener Sorte nämlich, die im Wüsthum ihr Vergnügen und im Besoffensein ihren Stolz sucht, welche glaubt, namentlich an einem solchen Tag „brauchshalber“ sich recht viehisch betragen zu müssen.

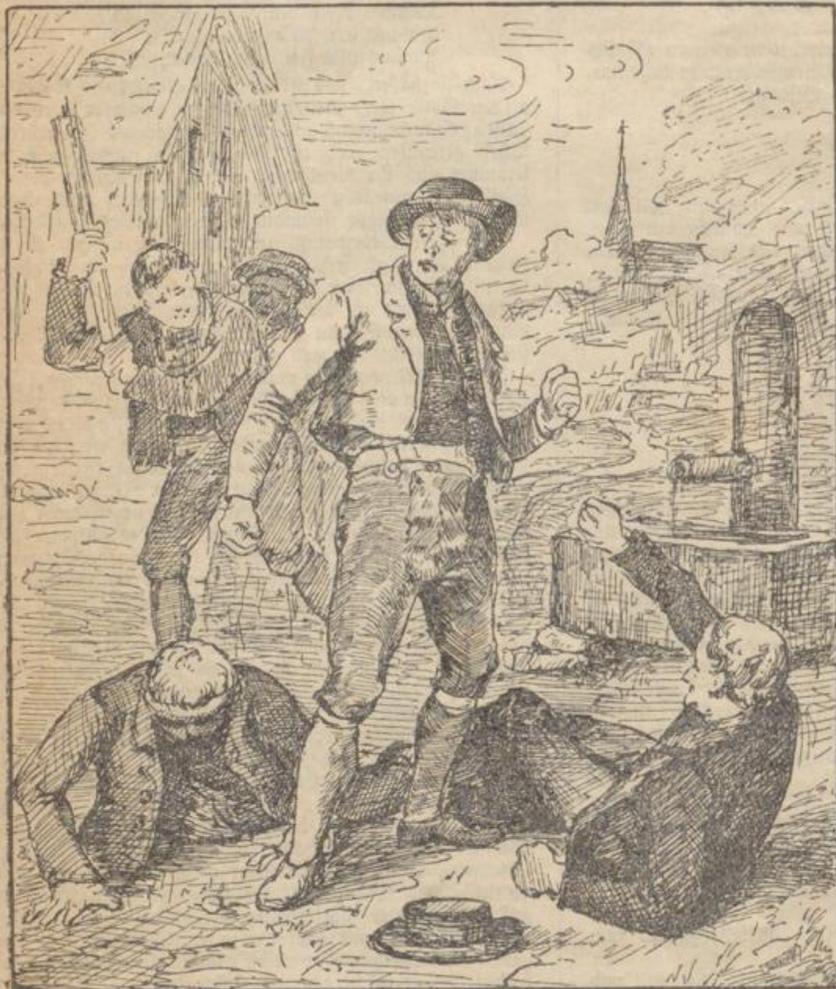
„Einem Rekruten muß man ja aber doch etwas nachsehen!“ entgegenst Du mir, geneigter Leser. Ganz recht. Auch wir gönnen der Jugend ein Vergnügen und entschuldigen vieles bei solcher Gelegenheit. Muß denn aber, so fragen wir, der junge Mann, wenn er am Ziehungs- und Musterungstag eine hochernste Staatsbürgerpflicht erfüllt, dies der Mittelwelt dadurch zu erkennen geben, daß er vor Kausch nimmer stehen kann? Ist es denn nothwendig, daß er, wenn es mit dem Benehmen oftmals gar nicht einmal so sehr weit her ist, dann doch durch unfünftigen Krakehlen den Schein hochgradiger Betrunktheit auf sich ladet? Wäre es nicht viel menschenwürdiger und würde ihm die Theilnahme und die Achtung seiner Mitbürger, für die er heute eine schwere Pflicht — die Uebung in den Waffen — übernommen hat, nicht in viel höherem Grade zufließen, wenn er wohl heiter und guter Dinge, auch soviel er will bekränzt und geschmückt, aber dabei nüchtern, anständig und in der Ordnung nach Hause zurückkehren wollte?

Und glaubt es nur, ihr jungen Leute, die ihr vielleicht diesen Kalender zur Hand bekommt und diese Geschichte lest, auch diejenigen, denen ihr Wunder wie sehr zu gefallen vermeint durch euern Krakehl, die Mädels nämlich, ganz gewiß, sie haben viel mehr Freude an einem zwar lehrfrischen, munteren, dabei aber nüchternen Burschen, als an einem faden Trunkenbold, dem die Knie zusammenschuppen, auf dessen über die Stirne hereinhängendem zerlaufenen Haar die Kappe mit dem Schild seitwärts sitzt und dessen ganzer Rutterwitz noch in rohen Flächen oder garstigen Boten besteht, bis er zuletzt geisernd einschlüft.

Es gab einmal eine Zeit, da war es allerdings hart, Soldat werden zu müssen. Bekanntlich traf nur die Armeren, die sich nicht loskaufen konnten, dieses Loos. Damals mag Mancher augenblickliche Vergessenheit im Trunk gesucht haben, denn der Gedanke über das, was ihm später bevorstand, war nicht gerade sehr erquicklich. Diese Zeit, sie ist vorbei. — Wer heute in Deutschland Soldat wird, ist kein dazu durch den Würfel gepreßter „Söldling“ mehr im

früheren Sinne. Er theilt sich in diese Mannespflicht ja jetzt mit jedem seines Alters, sei er arm oder reich. Deshalb mag er den Tag der Aushebung so heiter begehen, als es ihm um's Herz ist und sich auch was Extra's erlauben; sich absichtlich zu betäuben aber, dazu hat er keine Ursache — also fort mit diesem abscheulichen Gebrauch! — — —

Die Dreie, von denen oben die Rede war, mochten sich schon in der Stadt aus guten Gründen von ihren Kameraden abge sondert haben, denn als einige der ersten Ankömmlinge jetzt die Nachkommenden erblickten, verlassen sie mit herausfordernden gehässigen Blicken die Wirthsstube und ergehen sich in boshaften und feindseligen Stichelreden über „Leute, die sich besser dänken wollten“, über „Scheinheilige“ und „Wohldiener“.



„Zurück, ihr Vottel!“ donnert die erzürnte Stimme des hochgewachsenen jungen Mannes.

Die aber, welchen diese boshaften und händelsüchtigen Bemerkungen gelten, wollen keinen Streit beginnen. Sie ziehen es vor, nach kurzer Berathung, wo man sich vielleicht heute Abend noch treffen wolte, nach Hause zu gehen. Nur Einer bleibt noch einen Augenblick am Plage stehen.

Ein Blick nach dem Brunnen dort scheint ihn gefesselt zu haben. Schon macht er Miene, mit freudiger Eile zu dem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit hinzutreten, da ereignet sich etwas, was dem jungen Manne die Zornesröthe auf die Stirne treibt und ihn im nächsten Augenblick veranlaßt, hier eine ganz andere Rolle zu spielen, als er sich noch soeben vorgenommen hatte.

Brenele hatte vorhin bei dem abscheulichen Lärm und beim Anblick der zuerst erschienenen betrunkenen Roitte ängstlich auf ihre Gölte geschaut, die sich, ach gar zu langsam, füllen wollte. Sie wäre so gerne dem Ameise nachgeeilt, welche ihr noch beim Weggehen mit einem verächtlichen Blick auf diese Burtsche zugerannt hatte:

„Da guck sie Dir an, die Kerle! Häß i net recht? Sind des Mannsleut, von dene mer Ein' gern' habe könni? Räusch' habe' se, wie die Kirchethürm', aber a G'stella'sche derzu, wie a Bettelhäusle!“

Eben will auch Brenele, nur um rasch fortzukommen, das erst zur Hälfte mit Wasser gefüllte Gefäß sich auf den Kopf kipfen, da wird sie von dem kleinen Aufgebunsenen bemerkt. „Holla!“ schreit er: „Guck a mol, sell Turteltäuble!“

Mit einigen taumelnden Zickzacksprüngen ist er beim Brunnen angelangt und mit widerlicher Zudringlichkeit auf das ängstlich aufschreiende Mädchen losgefahren, welches mit der Wassergölte auf dem Kopfe sich in einer ziemlich hilflosen Lage befindet. Sie sucht seitwärts zu entkommen, was ihr vielleicht auch gelungen wäre, aber die anderen noch vor dem Wirthshaus befindlichen jungen Leute haben die famose Entdeckung ihres Kameraden auch bemerkt und suchen nun demselben die Deute streitig zu machen.

So wird das arme Brenele förmlich umzingelt. Wo sie sich auch zur Flucht hinwendet, wird ihr von den sich immer toller geberdenden Burtschen der Weg verstellt. Was hilft es ihr, daß sie vor Scham und Entrüstung bleich den zuerst auf sie Eindringenden den vollen Wasserkübel auf die Köpfe wirft, so daß die Wüßlinge wie begossene Pudel zurückweichen müssen, die Andern drängen nach und schon fühlt sie sich von zwei Armen begierig umfaßt und ein von Alkohol ecklich überquellender Mund nähert sich dem ihrigen,

da — noch zur rechten Zeit — gib't's Luft.

„Zurück, ihr Vottel!“ donnert die erzürnte Stimme des hochgewachsenen jungen Mannes, welcher vorhin vor dem Nachhausegehen noch stehen geblieben und nun ganz unvermuthet dazwischen gesprungen war.

In demselben Augenblick wälzen sich auch schon zwei der Angreifer in der Gasse, in die sie ohne langes Besinnen der so plötzlich Hinzugetretenen, den Einen links, den Andern rechts, mit starkem Arm geschleudert hat.

Sehen wir uns den Befreier Brenesle, der wie St. Georg, der Lindwurm tödter, unter die frechen Bursche gefahren ist, etwas genauer an.

Wie wir bereits wissen, ist auch er mit den Zeichen des angehenden Vaterlandsvertheidigers geschmückt und die Buchstaben zwischen dem Zinfränzchen auf der Brust lauten: „Grenadier“. Statt der vielen geschmacklosen langen farbigen Bänder ziert die linke Seite seines runden schwarzen Filzhutes ein nettes, kleines Sträußchen aus nachgemachten Heckenröschen mit einem schmalen Band aus grüner Seide gebunden, welches in zwei nicht allzulangen Schleifen herabflattert. Wir werden mit unserer Vermuthung nicht weit neben das Ziel schießen, wenn wir dem Gedanken Raum geben, es möchte das Brenesle dieses nette Sträußchen gebunden haben, dasselbe Brenesle, das soeben in dem Träger desselben seinen so energischen Beschützer gefunden hat.

Die Erscheinung dieses ungemein kräftig gebauten, hochgewachsenen jungen Mannes, mit dem dunkelblonden Krauskopf und den, jetzt zwar in edlem Zorn aufleuchtenden, sonst aber treuherzig dreinschauenden braunen Augen, bildet einen wohlthuenden Kontrast gegenüber der seiner Altersgenossen, welche der Mehrzahl nach unwillkürlich auf uns den Eindruck körperlich verkümmert und geistig verwahrloster junger Männer machen, aus deren Augen uns nicht etwa nur die Spuren eines ausnahmsweise einmal besonders heiter verlebten Tags, sondern vielmehr thierische Roheit und Gemeinheit als Folge fortgesetzten und übermäßigen Gemusses geistiger Getränke anstarren.

Brenesle ist mit einem dankbaren aber auch recht besorgten Blick auf ihren Beschützer schnell beiseite geeilt. Dieser hat jetzt einen schweren Stand, denn die Bursche, an solchen Tagen so wie so gerne zu Händeln aufgelezt, wollen sich sein nicht eben glimpfliches Eingreifen von vorn durchaus nicht gefallen lassen.

Sich in der Ueberzahl stark genug fühlend, dringen die Erbitterten, jetzt mit gräulichen Flüchen und Verwünschungen auf den Störer ihres Vergnügens ein und es entspinnt sich ein Kampf, dessen Ausgang nicht leicht abzusehen ist. Die vor Kurzem noch so friedliche, stille Straße ist total umgewandelt. Von den nahen Umzäunungen werden krachend Lattenstücke abgerissen, um damit in feiger Weise auf den einzelnen Gegner loszuschlagen, oder sich, mit dem Rücken an den Brunnenstock angelehnt, verzweifelt wehrt, dem Edelhirsch zu vergleichen, wie er, von einer Meute Hunde gestellt, einige mit seinen Geweihschlägen zu Boden wirft, während ihn die Andern hinterwärts zu fassen suchen, oder ihn anklaffen.

Es eilen von verschiedenen Seiten Leute herbei, um abzuwehren, Weiber jammern, Kinder schreien, kurz es entsteht ein Heidenlärm — ein recht trauriges Beispiel menschlicher Leidenschaft und Roheit, im Gegensatz zu der rings um im schönsten Blüthen Schmuck prangenden, von balsamischen Düften durchzogenen Gottesnatur.

Schon blutet die Stirne unseres Freundes in Folge eines mit aller Wucht nach derselben geführten Schlags, schon beginnt bei dem ungleichen Kampfe seine Kraft nachzulassen, sein starker Arm zu ermatten, da schlüpft, dies bemerkend, der Urheber der Schlägerei, jener aufgedunsene, schlottrige Kerl, wie eine Schlange zwischen den Andern hindurch, schleicht sich von rückwärts an den Bedrängten heran und, während der Letztere sich noch mit zweien der Muthigsten herumzubalgen hat, empfängt er von hinten einen Messerstich, worauf der Bedauernswerthe mit einem schmerzlichen „O Gott!“ zusammensinkt.

So etwas ernüchert. Erschrocken stieben die eben noch so hitzig Angreifenden auseinander. Der Eine eilt dahin, der Andere dorthin und um's Hinumsehen ist der Platz wieder leer. Doch nicht völlig leer, denn um den Schwerverwundeten bemühen sich die hinzugeeilten älteren Leute. Auch ein junges flachsblondes Mädchen ist händeringend herbeigesprungen und mit einem schmerzlichen Aufschrei neben dem jungen Mann in die Knie gesunken. — — —

Von der unter den Rekruten ausgebrochenen Schlägerei mochte indeffen weitere Kunde in den Ort gedrungen sein, denn dort kommen eiligen Schrittes Männer gelaufen, darunter der Ortsvorstand, die Ortspolizei und ein wohl zufällig das Dorf durchstreifender Gendarm.

Leider kommt der Bürgermeister zu spät, um sich einen großen Kummer zu ersparen, denn der dort blutend, und, wie es scheint, leblos am Boden liegt, es ist ja sein einziger hoffnungsvoller Sohn Franz, hier das Opfer biblischer Roheit und Trunksucht.

2. Kapitel.

Im Flurerhäuschen.

Wortto: Das Feuer kann man löschen
Die Liebe nicht vergessen,
Das Feuer brennt so sehr,
Die Liebe noch viel mehr.
Volkslied.

Bürgermeister Hornung ist ein akurater, ordnungsliebender Mann, der aber, sowohl in seinem Amt, wie in seinem Privatleben, immer streng an den einmal gefassten Grundsätzen festhält.

Das Unglück, welches an dem Tag, an welchem unsere Geschichte begonnen hat, über ihn und seine Familie hereinzubrechen drohte, ist damals noch gnädig abgewendet worden.

Jener Messerstich, den Franz erhielt, war glücklicherweise nicht lebensgefährlich gewesen. Nur die Ueberanstrengung in Verbindung mit der Aufregung und dem nicht unbedeutenden Blutverlust, dann auch der vorausgegangene Schlag mit einem schweren Lattenstück auf den Kopf hatten bewirkt, daß der junge Mann auf kurze Zeit die Besinnung verließ, so daß er wie leblos zusammengestürzt war.

Sofort zugezogene ärztliche Hilfe, dann aber auch die ungeschwächte, gesunde Körperbeschaffenheit des Verletzten verhinderten jegliche Wendung zum Schlimmen und als im Herbst darauf die Zeit kam, wo das Vaterland seine Söhne zum Militärdienst zusammenrief, da konnte Franz, völlig wieder hergestellt, diesem Rufe Folge leisten.

Nicht ganz so glatt und eben sind aber die Folgen jener Schlägerei sowohl für die Urheber, wie für Franz selbst abgelaufen.

Unsere Geseze spassen bekanntlich bei den Kaufhändeln, wobei das Messer zur Anwendung kommt, durchaus nicht. Und das ist recht so. Die Erhebung über die damals dabei Beteiligten war schnell gemacht und noch an demselben Abend wurden die Kaufbolde unter Gendarmierbegleitung zur Stadt in Untersuchungshaft gebracht. Es gelang jedoch nicht, den Messerhelden herauszubringen, und der es gethan, des reichen Burgbauern Seppel, hatte Niemand bei der That gesehen.

So gab es eben eine lange kostspielige Untersuchung und wenn auch zuletzt die Strafe selbst wegen mangelnden Beweises für die Thäter gelinder ausfiel, als namentlich Seppel sie verdient hätte, so hatte doch die Untersuchungshaft

lange genug gedauert, um den jungen Leuten Stoff zum Nachdenken zu geben, ob der alte Gebrauch, sich am Aushebungstag übermäßig zu betrinken und womöglich zu guter Letzt noch zu händeln, etwas taugte, oder nicht. —

Wir haben oben aber angedeutet, daß auch die Sache für Franz nicht ganz glatt und eben abgelaufen sei, und das hängt so zusammen:

Wohl blieb unser junger Freund als der in Ausübung einer nur lobenswerthen That Angegriffene und zuletzt Beschädigte von der gerichtlichen Anklage vollständig unberührt, dagegen trat ein anderer Richter gegen ihn auf, welcher gerade in dem ersten Anlaß zur Kauferei, nämlich in derjenigen That des Jünglings, die wir als eine lobenswerthe erkannt haben, umgekehrt ein Kapitalverbrechen zu erblicken vermeinte. Das war nun niemand Geringeres, als Franzens Vater, der Bürgermeister Hornung.

„Was geht dich der armligen Flurer-Mariann' ihr Brenele an, daß du mir als Bürgermeister diese Schand machen mußt!“ So ungefähr lautete des gestrengen Vaters erste Begrüßungsrede an den Patienten, nachdem bei demselben unter Ameises Schwesterlich sorgfamer Pflege nach und nach wieder das klare Bewußtsein zurückgekehrt war. Das hierauf folgende hochnothpeinliche Verhör hatte aber zur Folge die alte und doch immer wieder neue Geschichte von zwei jungen Leuten, die sich so schön gefunden haben und sich nun unbarmherzig wieder trennen sollen, weil — ja warum denn? Nun eben, weil es in der Welt einmal so der Brauch ist, daß zu einem reichen, angesehenen Bauernsohn keine Kleingütlers-Tochter paßt, und wäre sie an Brauchheit und Schönheit ein Engel und an Brauchbarkeit für jeden Haushalt die reinste Wetterhege. — — —

Wir müssen zur Vervollständigung dieser Geschichte jetzt den Leser um nahezu ein Jahrzehnt rückwärts schauen lassen.

Die Flurer-Marianne, im Dorfe auch oft nur schlechtweg die „Flurerin“ geheissen, weil ihr seliger Mann neben dem Betrieb seines kleinen Gütchens noch so viel Zeit übrig hatte, den Dienst eines Flurschützen (Feldbausehers) zu versehen, ist jetzt schon seit bald zwanzig Jahren Wittwe. In demselben Jahr, an welchem ihr Töchterchen, das einzige Kind, das ihr in später Ehe noch bescheert wurde, zur Welt kam, hat ihr getreuer Martin das Zeitliche gezejnet.

Was er seiner tiefbetrübtten Wittve hinterlassen hat, war nicht viel. Ein winzig kleines, doch schuldenfreies Gütchen, gerade groß genug, um darauf eine Kuh und etwa noch ein oder zwei Gaiseln halten und das nöthige Brod, Kartoffeln und Gemüse für den eigenen Lebensunterhalt bauen zu können, dann in der Wiege dort den kleinen Miteffer, das war von greifbaren Dingen so ziemlich die ganze Erbschaft, welche der Verlassenen zugefallen war. Aber etwas, was kein Waisenrichter einzuschätzen und kein Notar in den Theilungszettel aufzunehmen vermag, eine in allen vorkommenden Fällen brave, ehrliche Gesinnung, eine große, von einem kindlichen Gottvertrauen getragene Schaffensfreudigkeit und ein, das Leben immer von der besten Seite auffassendes heiteres Gemüth, das war das Himmelsgeschenk, welches die „Flurerin“ vor vielen Anderen voraus hatte.

Und als endlich ihr Töchterlein, das Ebenbild des für Mutter und Kind viel zu früh heimgegangenen Vaters, heranwuchs, als dann die kleine Veronika mit ihrem munteren Geplauder so manches einsame Stündlein der Wittve freundlicher gestalten half, da erzählten sich die Sonnenstrahlen, welche sich zuweilen durch die Fenster hinein in das Innere der menschlichen Wohnungen strehlen, um zu sehen, wie es da zugeht, sie erzählten sich, daß sie hier in dem ganz abseits am Eingange des Dorfes gelegenen bescheidenen Flurerhäuschen zum Mindesten ebensoviel jogenanntes irdisches Glück, jedenfalls aber viel mehr so recht aus dem Herzen

kommende Zufriedenheit angetroffen hätten, als dort drinnen bei den „Grohen“ des Dorfs, die gewohnt sind, im Bewußtsein ihres größeren Besizes, theils mittelbig, theils verächtlich auf die arme Wittve herabzusehen. Auch auf dem Lande spukt ja leider der Hochmuthsteufel! Auch hier wird ja nur allzusehr der Werth des Menschen nach dem Geldsack, nach der Anzahl der Aecker oder nach der Größe der „Riste“ bemessen!

Es war an einem recht kalten Novemberabend, als die Flurerin mit ihrem damals kaum 8 Jahre alten Töchterchen von der etwa eine Stunde entfernten Stadt heimkehrte, in welche sie frisch ausgestoßene Butter abgeliefert hatte und wo sie mit dem erlösten Gelde einige nothwendige Einkäufe für den bevorstehenden Winter machen mußte.

Die stets gefällige Frau mochte, wie das öfters geschah, auch sonst noch für diese und jene Nachbarin in der Stadt Besorgungen übernommen gehabt haben, denn der Korb, den sie heimwärts auf dem Kopfe trug, war diesmal schwer bepackt, so schwer, daß sie, erst auf halbem Wege angekommen, nicht mehr im Stande war, die Last unausgeruht weiter zu schleppen. Also wohl oder übel, mußte sie abstellen und eine Zeit lang rasten.

„Ah, das hat gut 'than!“ sagte auffchnaufend die Geplagte, und legte sich nach längerem Ausruhen, während welchem sie die erstarreten Hände in einander gerieben hatte, den Baust auf den Kopf;

„Jetzt aber wieder 'nuf mit der Bagasche! Komm, helf' mir a bisle, Brenele!“

Ja, das war schneller gesagt, als gethan! Umsonst mühte sich Mutter und Kind mit einander ab, den schweren Korb zu lüpfen, die Kraft des Kindes war eben noch gar gering. Einmal ging's beinahe. Nur noch um zwei Zoll höher den Korb, dann hätt's gereicht. Da, o weh, stößt er an den Baust und dieser fällt zur Erde. — Jetzt war alle Kraft erschöpft und guter Rath theuer! Um diese Jahreszeit ist das Feld von Menschen leer und auf dem einamen Feldweg, den unsere zwei Leuten, um näher zu gehen, eingeschlagen hatten, wollte sich kein Seelenmensch zeigen. Die Situation begann nachgerade recht unangenehm zu werden. Der rauhe Nordwind blies unbarmherzig über die kahle Anhöhe und Mutter wie Kind begannen zu frieren.

„Geh zu, Brenele, und sieh Dich nach Epper*) um! I bleib derweil da!“ befahl endlich die Mutter ihrem Kinde. „Es ist nimme' weit, bis d'unter uf d' Landstraf' kommt. Vielleicht siehst' dort schon Ein' von unserm Ort. Die Bauern führe ja wirklich 's Gabholz' heim. S'wurd doch wohl Einer zu mir herlaufe und a wen'g do zulange. Gelt, spring a bisle, no wurd's der warm!“

Brenele that, wie ihr geheissen und, flüchtig wie ein Reh, war sie bald hinter der Anhöhe in der Richtung nach der zum Ort führenden Landstrasse verschwunden.

Dasselbst angekommen, wollte ihr aber leider kein Fuhrwerk zu Gesicht kommen. Nur zwei Knaben, im Alter von vielleicht zwölf bis dreizehn Jahren schlenderten müßig dort hintereinander des Wegs daher. Aergerlich, daß es keine Erwachsenen waren, von denen sie Hülfe hoffen durfte, wollte Brenele weiter eilen, da ging der Eine spöttlich lachend auf das kleine Mädchen zu und verstellte ihr mit den rohen Worten den Weg: „Wo 'nau, Du Flurspaß?“

„Laß mi fort, Seppel! gab ängstlich die Kleine dem groben Bengel, den sie alsbald als einen der rohesten Bauernjungen vom Dorfe erkannt hatte, zur Antwort. „Guck, i muß meiner Mutter schnell a Hifk suchen, die hat so viel schwer und kann nimme' weiter! Gelt, sei so gut und laß mi fort!“

*) „Epper“, Provinzialismus für „Jemanden“.

Des reichen Burgbauern Seppel aber glaubte, mit dem Flurversind füglich noch weiter seine rohen Spässe treiben zu können. Er hielt das vor ihm schein zurückprallende Mädchen mit einem plötzlichen Griff so derb an den Hüften fest, daß der arme Tropf hinten überstürzte und vor Schmerz laut aufschrie.

Als dies der andere Knabe sah, war er schnell näher gekommen.

„Du bist doch 'n rechter Nignur!“ rief er schon von weitem den Seppel an. „Was hat Dir jetzt wieder des Maide 'than, daß d' so niederträchtig mit ihm umgehst?“

„Was geht's Dich an? Liegt Dir viel an dem Flurspag, so komm her, wenn d' Eppes witt!“ gab mit trotziger Frechheit der Seppel zurück.

Das ließ der Andere sich nicht zwei Mal sagen.

„Ob d's Maide jetzt glei in Ruh läßt!“ schrie der schlant gebaute, etwas größere Junge, der mit ein paar Sähen zur Stelle und nun nach Knabenart dicht vor den Segner hingetreten war. Als dieser in halb frechem, halb feigem Troste aber Miene machte, einen Schlag nach seinem Angreifer zu führen, da wurde er von dem gewandten Bürschchen wie der Blitz um die Hüften gepackt und, ehe er recht wußte, wie ihm geschah, flog er so unsanft auf den getrorenen Boden hin, daß ihm Hören und Sehen verging. Heulend und die geprellten Gliedmaßen reibend, machte sich der Seppel unter Verwünschungen und Drohungen, das werde er dem Bürgermeister schon einmal „eintränken“, davon.

Des Bürgermeisters Franz, denn das war der andere Knabe, ließ den Bengel laufen, ging freundlich auf das höchlichst erschrockene und weinende Brenele zu und fragte theilnehmend, wie sie dabeikomme und was sie eigentlich da gewollt habe? Schnell war das Anliegen vorgebracht, eben so schnell war auch der gutherzige, dazumal schon recht kräftige Junge zur Hülfe bereit und schon in einer halben Stunde darauf waren der schwere Korb, die Frau Mariann, das Brenele und auch des Bürgermeisters Franz in der Wohnung der Wittve angelangt, wo das Abenteuer nun beim warmen Feuer lustig belacht und der Held des Tages zur Dankagung mit einem Stück Brod und einigen Nepseln traktirt wurde. —

Kein Kind meist die Ursachen, die später große Wirkungen hervorbringen. So auch hier. Dem ja selbst noch nicht ganz der Schule entwachsenen Franz war natürlich das Brenele nichts anderes als ein Kind, wie jedes andere auch; aber, ist es nicht ein eigenes Gefühl, wenn Du, ob jung oder alt, einmal Gelegenheit gehabt hast, ein Schwächeres unter Deinen Schutz nehmen zu dürfen? Du gewinnst unwillkürlich am Schüpling Interesse und unter Umständen stellt sich bei Dir auch eine gewisse Zuneigung zu demselben ein.

Neulich erging es damals dem Franz.

Hatte er bis daher die Flurerin und ihr Kind nur oberflächlich gekannt, wie man sich eben kennt, wenn man in demselben Dorfe daheim ist, so war es ihm von dem Tag an, wo er das kleine Häuschen das erstemal betreten hatte, als müsse er seine Schritte öfters dahin lenken. Es wollte ihm jetzt dünken, als sei das Flurerhäuschen mit dem kleinen Gärtchen davor, mit den sommertszeit so prächtigen Selbstweigelten vor den hellen Fenstern und mit dem hinten hinausliegenden sauber gehaltenen Höfle, welches durch den dort angebauten Stall und Holzschuppen gebildet wird, gar kein so gar armseliges Anwesen, wie er es gewohnheitshalber früher dafür angesehen hatte. Und wie hatte es ihn an jenem Tag erst in dem zwar recht einfachen, aber ungemein säuberlichen Stübchen so freundlich angenommen. Wie appetitlich war das selbstgebackene Hausbrod, wie trefflich hatten ihm dazu die schönen rothbackigen Nepsel geschmeckt! Wie sehr interessirten ihn die unter braunen Rahmen und hellen Gläsern schön gerade und symmetrisch an der Wand auf-

gehängten Silber von der Genofeva, deren rührende Geschichte darunter zu lesen war, und das dort dem Spiegel gegenüber hängende Bild, welches den verstorbenen Flurer Martin als Dragoner hoch zu Ross mit vorgestrecktem Säbel vorstellen sollte.

Franz kam von dort ab öfters in das stille Häuschen vor dem Ori draußen. Es machte ihm immer besondere Freude, wenn er der Wittve einen kleinen Dienst erweisen konnte. Bald gab's eine Traget Holz in die Küche zu schaffen, bald kam er gerade recht, um den schweren Mist helfen aus dem Stall herauszuziehen, was der Frau sauer ankam und wozu das Brenele noch nicht stark genug war.

Mit dem kleinen Mädchen aber verkehrte er nach einiger Zeit wie der ältere Bruder mit der Schwester.

Wie oft streckte sie ihm, wenn er kam, hilfessuchend die Schiefertafel entgegen, auf der sie kurz vorher als Schulaufgabe die eine Seite mühsam mit einer Stelle aus dem Lesebuch beschrieben hatte, während die andere Seite die kopfzerbrechendsten mathematischen Beweise liefern sollte, so z. B., daß 10 weniger 2 = 8, aber dem hinzugerechnet 5 dann = 13 sei, und so fort.

„Gud! da hast Du schon wieder einen Schnitzer gemacht, Brenele!“ konnte Franz dann nicht selten ausrufen. „Ja, Du mußt eben viel besser aufpassen!“ wurde noch etwas stiller hinzugefügt, hernach vorsorglich die fehlerhafte Stelle ausgewischt und zuletzt das richtige Wort oder die richtige Zahl dafür eingesetzt.

So gewöhnte man sich — wie das so geht — immer mehr aneinander. Die Frau Mariann sah den gefälligen, ansehnlichen Knaben gerne bei sich aus- und eingehen, das Brenele aber wußte nicht, was anfangen, ohne ihren Freund und Lehrmeister und, wenn derselbe einmal ausnahmsweise mehrere Tage ausblieb, so fehlte ihr etwas. Verdrießlich machte sich an solchen Tagen das Kind hinter seine Schulaufgaben und hatte dann oftmals in der Schule Tadel zu gewärtigen.

Dem Franz selbst aber mochte der Verkehr dort draußen Bedürfnis geworden sein, denn derselbe ließ sich von den ihm lieb gewordenen zeitweisen Besuchen im Flurerhäuschen durch nichts mehr abbringen, auch dann nicht, als — wie das ja nicht ausbleiben konnte — endlich seine Kameraden anfangen, seiner zu spotten und der boshafte Seppel ihm hinten 'rum den Spottnamen „Flurspäckerich“ angehängt hatte.

Alles nimmt im Leben jedoch ein Ende, und so kam bald die Zeit herangerückt, wo der Schule, damit aber auch der schönen sorgenlosen Kinderzeit „Adé“ gesagt werden mußte. Franz, der als einziger Sohn dazu bestimmt war, einst den väterlichen Grundbesitz zu übernehmen, wurde jetzt daheim ordentlich in's Geschirre gespannt, denn der Bürgermeister huldigte dem ganz richtigen Grundsatz, daß der Mensch, wenn er 'was Rechtes werden will, gleich von vorn herein tüchtig d'r an glauben müsse. Da war's nun freilich auch mit aller Länderei vorbei und die häufigen Besuche im Flurerhäuschen mußten aufhören.

Aber so regelmäßig, wie die Wolken am Himmel dahinziehen, so regelmäßig kamen und gingen im Weiteren die Jahre durch's Land und, wie die rastlos weiterreitende Zeit da und dort einen Menschen an das Ende seines Lebensziels bringt und ihm zur bestimmten Stunde das unerbittliche „Fort!“ zuruft, so pflegt sie mit derselben unwiderstehlichen Genauigkeit aus Kindern nach und nach große Leute zu machen.

Auch bei unseren Freunden haben so beiläufig neun Jährchen gewaltige Aenderungen hervorgebracht.

Brenele hat sich, wie wir gesehen haben, in dieser Zeit zu einer überaus lieblichen Jungfrau entfaltet, des Bürgermeisters Stammhalter aber ist die anhaltende Arbeit auf

Hof und Feld auch nicht schlecht bekommen. Er hat sich gerecht und gestreckt und aus dem einstigen Knaben ist jetzt ein von Gesundheit strotzender, blühender Jüngling geworden, dem, wenn er so Sonntags in seiner kleidamen bäuerlichen Tracht durch's Dorf schreitet, hinter gar manchem Fenster verstoßen ein Mädchentopf nachschaut und wohl so vor sich hin denkt: „der wär' mir jetzt g'rad' a net z'wider!“

Daß sich die Herzen unserer Lieblinge später in Liebe zusammengefunden haben, das hat wohl die geneigte Leserin längst errathen. Wo, wie und auf welche Weise das geschah, das wissen wir so genau nicht anzugeben. War's unter der alten Linde, wo sich Sommers die Bursche und Mädchen an Sonn- und Feierabenden gerne zu heiterem Spiel oder munterem Gespräch versammelten? War's anderswo? Sie wußten das wohl selbst kaum. War ja das noch halb schlummernde Gefühl der Zuneigung wenig verschieden von dem Gefühl inniger Jugendfreundschaft, jener Freundschaft, zu welcher bei den Beiden der Keim schon durch den Vorfall mit dem schweren Korbe gelegt worden sein wird und welche fortglühte auch über die Zeit hinaus, wo man sich nur selten noch begegnete und wo zwischen den ehemaligen Kindereien und der späteren Wiederannäherung des inzwischen herangewachsenen jungen Bäckchens die Verhältnisse eine lange Pause gelegt hatten.

Erst als Franz das zweitemal in die Lage kam, sein Brenele vor demselben rohen Gesellen schützen zu müssen, der schon damals dem Kinde soviel Angst und Schmerz bereitet hatte, und als dann gar bei jener Nekrutenschlägerei der muthige Freund vom heimtückischen Messer getroffen zu Boden sank, da mußte das junge Mädchen allerdings klar, wie ihm's um das Herz war. Es wußte, was ihm der Verlust des Freundes bedeuten würde, und so vergaß es — ihn ja damals für tod haltend — unbekümmert um die Meinung und das Gerede der Leute, jede sonstige Rücksicht und sank laut fliegend, halb ohnmächtig neben dem vermeintlichen Leichnam auf die Erde. —

Spätherbst war's und ein melancholischer Abend hatte einem ebenso trüben Tag Platz gemacht. Am andern Morgen sollten die militärtauglichen Nekruten des Orts in ihre Garnisonen einrücken. Der Himmel hatte, als wollte die Bitterung sich mit der Gemüthsstimmung der von dem immerhin harten „Muß“ Betroffenen in Einklang setzen, ein mattgraues Kleid angezogen und ein widerlicher Nordwestwind schüttelte die Wipfel der Bäume und brachte die Wetterfahne auf dem Kirchturm zum Krächzen. Nun gab es noch so manchen Besuch abzustatten. Hier brückte ein gutherziger Pathe nach einigen vorausgegangenen wohlgemeinten Ermahnungen seinem Döte beim Abschied etwas „hartes“ in die Hand, auf daß er sich damit einigemal in der ersten schlimmen Zeit des Soldatenlebens einen guten Tag machen könne, dort wickelte eine nicht minder liebevolle Waise zu ähnlichem Zweck etliche Würste in's Papier, „damit's Kommisbrot besser rutscht“, wie sie mit wehmüthigem Scherze hinzufügte.

Auch manches stille Stellbuchein wird am Vorabend noch verabredet und manche Thräne eines liebenden Mädchleins wird vom Buben mit dem Versprechen getrocknet, daß er ihr ja treu bleiben werde und wären alle Pfastersteine in der Garnisonsstadt in Jungfrauen verwandelt und immer eine schöner, als die andere. Ob sie werden alle gehalten werden, diese Versprechungen? Wir lassen es dahingestellt.

Von Einem aber sind wir fest überzeugt, daß er es ernsthaft nimmt und daß er in der That so zu handeln willens ist, wie er vorgibt.

Das ist Franz Hornung.

Es ist ein gar trauriger Abschied, zu dem sich dort draussen am Gartenhag nahe beim Fluverhäuschen zwei liebende Herzen

zusammen gefunden haben, sozusagen ein Abschied für's Leben. Auch Franz hatte sein Heimathdorf nicht verlassen wollen, ohne zuvor noch einmal mit seiner Jugendgespielin zusammenzusein und ihr mit allem Feuer der Jugend das Versprechen zu geben, daß er trotz des Verbots seines Vaters nie und nimmer von ihr lassen wolle, jedoch der junge Mann stieß da auf einen ganz unerwarteten Widerstand.

Als er, Brenele zärtlich bei der Hand haltend, dem Mädchen leidenschaftlich erregt zuflüstert, sie und keine andere müsse einmal seine Frau werden, und wenn sich Himmel und Hölle dagegen verschwöre, da wehrt Brenele ab und entzieht ihm ihre Hand:

„Das kann und darf jetzt nimmer sein, Franz!“

„Darf net? Warum, wenn ich will?“

„Weil's ein Unglück gäb', ein großes Unglück, an dem g'rad' i schuld wär! Guad, Franz! heut', wo's g'sagt sein muß, daß sich's mit uns zwei in Ewigkeit net machen läßt, ja guad, heut', wo mir das letztmal so besamme sieh'n, da will i dir's gern g'steh'n, daß i kein' Bub in der ganzen Welt so gern hab, wie Dich — aber guad Dein Vater hat's heut' zu mir selber g'sagt, er hat g'sagt, i sei ja — bettelarm und i wär' Dir vor Dei'm Glück, hat er g'sagt, und“ — weiter vermochte das schluchzende Mädchen nimmer zu sprechen.

„Bei Dir ist er g'wesen und das hat er Dir g'sagt?“ fährt Franz ganz desperat dazwischen. „Und was hast D' ihm zur Antwort geben?“

„Was, wenn's so steht, ein armes Maidle, das nix hat, als seine Ehr', antworten muß. I hab' Dei'm Vater g'sagt, daß i, weil mir Dein Glück viel mehr am Herzen liegt, als das meinige und weil's auch mein Mutterle so haben will, damit einverstanden sei, daß — zwischen uns Alles aus sei.“

„Brenele! Das kann net wahr sein! Du wirst mir das net anthun! Brenele, sag' daß D' g'logen hast!“

„Verzeih mir's Franz! I hab' Dir die Wahrheit g'sagt. Du mußt — Horch! Was ist das? Schleicht net Epper durch die Weidenbüsch?“

In der That bewegt sich dort eine zusammengeduckte dunkle Gestalt durch die entlang eines Grabens stehenden Stockweiden und Brenele ist darüber so erschrocken, daß sie die ferneren Einwendungen des jungen Mannes nur noch mit einem: „D laß' mich, ich muß heim! Es darf uns Niemand da seh'n!“ beantwortet und mit flüchtigem: „Leb wohl und werde glücklich!“ die Abschiedsscene abkürzt.

Franz aber wandelt, Jorn und Wehmuth im Herzen, aller Hoffnung beraubt, nach Hause. Ihm ist es, als sei soeben aus seinem Herzen ein bis heute üppig blühender Strauch mit allen Wurzeln gerissen worden, — die Rosen der ersten Jugendliebe.

Als er aber um die Ecke verschwindet, da tritt aus dem Schatten einer Pappel ein sich vorsichtig nach allen Seiten umsehender Geselle.

Der eben auf einen Moment zwischen den Wolken hervortretende Mond bescheint ein höhnisch verzerrtes Gesicht, das uns bekannt sein dürfte — denn der da den Horcher gemacht hat, ist Seppel, des Burgbauern sauberes Fräulein.

3. Kapitel.

Eine Bürgermeisterwahl.

Motto: Muese, Nesele, Bügele, Strohe, 's Käpfe ist g'horbe, 's Mändle ist froh, Volkstied.

Die Gemeinde, lieber Leser, in die wir Dich eingeführt haben und in der sich unsere Geschichte abspielt, leidet — wir

haben darüber gleich im ersten Kapitel Andeutungen fallen lassen — schon seit geraumer Zeit unter dem schlimmsten aller schlimmen Gebräuche. Hier hat die Trunksucht Wurzel gefaßt. Schon zeigt da und dort ein körperlicher Rückgang bei der männlichen Bevölkerung, daß hier die Schnapspest haust.

Früher — es werden noch keine dreißig Jahre her sein — da war der Ort dafür bekannt, daß er die schönsten Leute zu den Waffen liefere, Bursche, schlank und kräftig, wie die Tannen, ein Holz, aus dem man lauter Grenadiere oder Kürassiere hätte schnitzeln können. Was für Figuren sahen wir dagegen bei Beginn unserer wahrhaftigen Geschichte? Noch einige wenige Zeugen einstiger Herrlichkeit, im Uebrigen aber, wie das Ameise sehr treffend gesagt hat, fast lauter „Zukewader“.

Von den fünfzehn Jünglingen, welche damals als Rekruten in ihr Heimatsdorf einzogen, sind nur drei zur Artillerie, einer zu den Grenadiern und noch zwei zu den Füsilieren ausgesucht worden, alle Uebrigen waren zurückgestellt oder untauglich. Die strenge biblische Verheißung, daß der Vater Mißthat werde heimgejagt werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, erfüllte sich hier auf sehr natürlichem Wege. Jedem, dem nur halbwegs bekannt ist, welche alle Nerven des menschlichen Körpers zerrüttende Wirkung, in großen Mengen genossen, derjenige Stoff äußert, der seiner berausenden Wirkung wegen an den geistigen Getränken so hoch geschätzt wird, der kann auch ermessen, wie es möglich ist, daß derselbe die Menschen von Generation zu Generation immer mehr herunter zu bringen, zu schwächen und zu demoralisiren vermag.

Dieser Stoff, wer kennt ihn nicht, heißt Alkohol!

Genießen wir ihn doch fast tagtäglich in den Weinen, wie in den Bieren. Die schwersten Alkohole aber sind im Branntwein enthalten und erfahrungsgemäß, je geringer der Schnaps, desto schlimmer seine Beschaffenheit. Schwere Alkohole nun sind reines Gift. Man hat schon Versuche gemacht, welche ergeben haben, daß wenige Gramm Fuselalkohols, wie er in geringen Schnapsorten vorkommt, auf 1 Kilo des Gewichtes eines Thieres notwendig sind, um dasselbe binnen 24 Stunden zu tödten! Trotzdem genießt mancher Mensch unbedenklich dieses Gift in großen Mengen, bis er vom Ebenbild Gottes, zu dem er erschaffen ist, zum Thier — ach, was sagen wir — weit, weit noch unter das Thier herabsinkt.

Frägt nur die Aerzte, ihr Leichtfertigen, die ihr, wie die Fliegen um das Licht, anfänglich mit dem Teufelsgetränke spielt, bis es euch erfaßt hat, daß ihr nimmer davon loskommen könnt!

Sie werden euch sagen, daß als Folge des Schnapsstrinkens zuerst Störungen des Magens, der Leber- und Nieren-thätigkeit, endlich auch solche in der Lunge, im Herzen und in allen Blutgefäßen bei euch eintreten. Später kommt nicht selten die Wassersucht hinzu, auch erfolgen recht bald jene krankhaften Gehirn-Erscheinungen, davon äußere Anzeichen den gewohnheitsmäßigen Schnapsrinker auf den ersten Blick erkennen lassen.

Die Wirkung des Alkohols auf das Gehirn ist schuld daran, daß überall da, wo im Unmaß Schnaps getrunken wird, unter den Gewohnheitsrinkern bald eine große Abnahme und zuletzt völliger Verlust der Willenskraft eintritt. Bei einer Landwirthschaft treibenden Bevölkerung zeigt sich das recht deutlich an der im allgemeinen schlechteren Feldbestellung, an der Vernachlässigung der Obstbäume, des Viehes, der Wohngelasse und — der Kinder. Es tritt eben eine Abstumpfung, eine Gleichgültigkeit gegen die ernstesten Berufspflichten und eine Verkümmern der heiligsten Gefühle, so namentlich des Ehr- und Schamgefühls ein, die bei

einzelnen Individuen, wenn man sie dann näher kennen lernt, sich oft in einer geradezu erbärmlichen, feigen Verlogenheit äußert. Aber auch eine nicht selten krankhafte Reizbarkeit und Hornmüthigkeit mit offenkundiger Neigung zu brutalen Gewaltthaten sind die Folgen des unausgesetzten Drucks, welchen der Alkohol auf das Gehirn des Trinkers ausübt. Wie viele jammervolle Krügel-Ehen, wie viele brutale Körperverletzungen geben Zeugniß davon! —

Hier in unserem Dorf stand es schon einmal recht schlimm mit dem verderbenbringenden Laster und erst dem Bürgermeister Hornung war es vorbehalten gewesen, mit Uebernahme seines Amtes als Ortsvorstand der Pest etwas Einhalt zu thun, soweit dies ein einzelner Mann vermag. Leider mußte er aber die Erfahrung machen, daß sich mit Hilfe der bestehenden Geseze immer noch nicht wirksam genug dagegen einschreiten läßt und daß der Kampf gegen die Schnapsseuche in dem Maße erschwert wird, als die Massenfabrication des verderbenbringendsten aller gebrannten Wasser, weil des billigsten, des Rüben- und Kartoffel-Spirits, stets zu-, statt abnimmt. Nicht genug, daß wir damit von unseren norddeutschen Brüdern förmlich überschwemmt werden, so daß man seit einigen Jahren sogar auf unserem lieben Schwarzwald nicht mehr mit der alten Zuversicht einen gesunden Heibelbeergeist oder ein unschädliches „Chrysi-Wässlerle“ über die Lippen bringen kann, nein auch hier zu Lande muß man erleben, daß solche Fabriken dicht vor die Ortsthoren hingesezt werden. Dieselben sind aber geradezu eine Kriegserklärung gegen den Volkswohlstand und der Staat wird müssen einmal einsehen lernen, daß der Schaden, welchen die Fabrication billiger Spirituosen unter dem Volke anrichtet, in gar keiner Weise von dem Nutzen abgewogen wird, welchen diese „Industrie“ einbringt.

Bürgermeister Hornung besaß Energie genug, um mit seinen Maßregeln auch dort verbessernd durchzugreifen, wo er auf den bedeutendsten Widerstand stieß, nämlich bei einer gewissen Gattung von Wirthen und bei jenen auf dem Lande in Folge der Gewerbefreiheit sich immer breiter machenden Halbtascheuten, bei den Krämern.

So ein Kramlädele, wie unschuldig sieht es aus mit seinem einzigen Auslagefenster, durch welches man außer vielleicht einer Schiefertafel, einigen Päckchen Wiederkaffee und etlichen in Pyramidalform über einander gestellten abwechselnd gelben und weißen Seifenstückchen sonst nichts besonders Wichtiges bemerkt.

Und doch, wie gar oft hat hier die Schnapspest ihr Hauptquartier aufgeschlagen, um von hier aus sich langsam, aber sicher über die bedauernswürthige Bevölkerung ausbreiten können.

Hier sind es nicht nur die Männer, welche anfangen, sich an den Branntwein zu gewöhnen, sondern die Verführung winkt hier auch dem weiblichen Geschlecht, ja nicht selten sogar den Kindern. Da kann man ihn billig haben, z. B. den schön roth oder gelb oder braun gefärbten Spirit, der hier, mit Zucker und etwas Gewürz durchsezt, unter dem französischen Namen Liqueur öffenlich und seit der Kleinverkauf bei den Krämern mit Recht verboten ist, heimlich verkauft oder auch, wenn Entdeckung droht — verschenkt wird.

Wenn Käufer und Verkäufer unter einander einig sind, ist die Gesezesverordnung ja leicht zu umgehen. Wer will es wehren, wenn so ein menschenfreundlicher Geschäftsmann seiner Kundin zu dem Cichorienpäckle, welches sie gekauft hat, noch ein Gläschen, wie er sagt, „für den Magen“, dreingibt oder wenn er dem Landmann, der bei ihm seinen Rauchtobak bezieht, aus purer Gastfreundschaft ein Achtele vom beliebten „Kräuter“ einschenkt? Und wenn dabei der Schnaps im Einverständnis des Kunden auf die unschuldige sonstige

Waare d'raufgeschlagen wird, ei, so geht ja das Niemand etwas an.

Solch „Hinterthürchen“ nun verstand Bürgermeister Hornung mit seltener Umsicht doch manchmal zu verstellen, hielt auch sonst, soweit immer möglich, den Feind zurück, so daß, wie bereits erwähnt, unter seinem Regiment bald eine ersichtliche Besserung eingetreten war. Wer aber berufen ist, zu heilen, der ist oftmals auch gezwungen, zu verwunden, und so konnte es nicht ausbleiben, daß der Bürgermeister in Folge strenger Maßnahmen Feinde in der Gemeinde bekam, deren zu Anfang ganz still unter der Decke spielender Einfluß sich bald geltend machen sollte.

und dabei naseweise Handelsbestiffens von den Leuten deshalb genannt, weil er meist von sich selbst mit Anhängung dieses sonst nur Andern gegenüber gebräuchlichen Ehrentitels zu sprechen pflegte.

„Nicht 'n schönen Gruß aus vom Herrn Kayenwedel!“ beauftragt er den Jungen, der für ihn einen Gang zu machen hat, oder „das werd' ich, der Herr Kayenwedel, effektiv besser versteh'n!“ lautet nicht selten beim Gespräch hinter dem Wirthstisch sein letzter Trumpf, den er im Vollbewußtsein „höherer Bildung“ immer dann ausspielt, wenn ihm für seine oft recht wässerigen Behauptungen dem gesunden Verstand der Bauern gegenüber die Beweisgründe fehlen.

Dieser „Herr“ Kayenwedel nun fühlte sich bei der strengen Beaufsichtigung durch den „Bauernbürgermeister“ in Bezug auf Ausschank von Spirituosen in seinem Geschäft empfindlich geschädigt.

Nach dem unter uns Menschen noch so vielfach geltenden Grundsatz: „Mag die Welt in Stücke geh'n, kann dabei nur ich besteh'n!“ sieht der gespreizte Landfrämer in den wohlweislichen Anordnungen des Ortsvorstands lediglich eine Gehässigkeit gegen seine werthe Person und erklärt dieselben, wo er trauen darf, für brutalen Mißbrauch der Amisgewalt.

Ist es denn überhaupt recht, denkt Herr Kayenwedel mit der bekannten Selbstüberhebung, welche man bei den Halbgebildeten so häufig antrifft, daß bei uns ein Bauer regiert? Wäre dazu ich nicht viel besser berufen, ich, der Mann von Schul- und Weltbildung?

Schon dreimal haben seit Beginn unserer Geschichte die Obstbäume wieder geblüht, schon zum drittenmal hat unser Ort inzwischen seine Söhne zur Fahne geliefert und die damals die Pflicht rief, sie sind, mit Ausnahme eines Einzigen, zurückgekehrt und haben den Säbel oder die Muskete wieder mit dem Pflug vertauscht. Die Zeit vergeht gar schnell. Dem Einen bringt sie Rosen dem Andern Dornen. Unserem Bürgermeister Hornung scheinen für diesmal die Dornen beschieden zu sein. Wie wir später noch hören werden, sieht bei ihm das Heim nicht alles, wie er es wünschen möchte und in seiner Stellung als Bürgermeister droht ebenfalls eine unliebhame Wendung eintreten zu wollen.



„Ja, wenn bei uns effektiv ein anderer Mann an der Spiz' stünd'.“

Am gefährlichsten wurde ihm in letzter Zeit der „Herr Kayenwedel“, der Besitzer eines solchen vorhin beschriebenen Kramlädchens.

Der „Herr“ Kayenwedel wurde dieser noch ziemlich junge

Seine Dienstzeit geht in diesem Jahr zu Ende.

„Ja, wenn bei uns effektiv ein anderer Mann an der Spiz' stünd'“, hört man jetzt den Krämer öfters zu denjenigen seiner Kunden oder Bechgenossen sagen, welche wegen

dies und das glaubten mit der dormaligen Gemeindeverwaltung unzufrieden sein zu müssen und ihrem gepreßten Herzen am Wirthstisch, oder vor dem Ladentisch des Herrn Rakenwedel Luft machen, „ja, ein anderer, wenn Bürgermeister würd', dann könnt's bald besser stehn' um d'Gmeind'. Ich will nicht Herr Rakenwedel heißen, aber ich, wenn dort droben auf dem Rathhaus 'was zu sagen hätt', ich brächt' die Umlagen im ersten Jahr effektiv um die Hälfte herunter.“

Solche Flüße wurden freilich anfangs nur ganz vertrauten Leuten mit der unschuldigsten Miene von der Welt in's Ohr geseht. Ja, wo halbwegs nicht recht zu trauen war, da wurde noch hinzugefügt, daß aber Niemand glauben solle, er, der Herr Rakenwedel, möchte gar selbst Bürgermeister werden. O bewahre, das falle ihm nicht im Schlaf ein. Auch habe er gewiß nichts gegen den Hornung; das sei ja effektiv ein braver Mann, nur manchmal freilich etwas gewaltthaberisch u. s. w. O, wenn der Hornung den Bürgern im Ort recht sei, so sei er ihm zweimal recht. So und anders lauteten des Herrn Rakenwedels gleichnerische Beschönigungsreden, welche das gelegte Giftorn verzuckern sollten.

Je näher aber der Zeitpunkt herankam, wo die Gemeinde zu Folge der bestehenden Gesetzesverordnung nach Ablauf der allzukurzen sechsjährigen Dienstzeit Hornungs zur Neuwahl schreiten mußte, je unverfrorener trat Rakenwedel gegen den seitherigen Bürgermeister auf.

Wer weiß, wie leicht es mitunter ist, die breiteste Schichte des Volkes heranzubringen, wenn die Lockerung der bestehenden strengen Ordnung als Köder hingeworfen wird, der wird sich kaum wundern, wenn wir ihm erzählen, daß der Herr Rakenwedel seinen Zweck endlich erreicht hat. Es ist ihm gelungen, um den Einfluß seiner Person die seitherige Einigkeit im Ort in Zwiespalt umzuwandeln.

Früher war man hier so ziemlich einig, jetzt aber stehen sich zwei Parteien schroff gegenüber; die Anhänger des „Alten“ und die „Rakenwedler“. Der schlaue Krämer ist also richtig von einer beträchtlichen Bürgerzahl zum Gegenkandidat des seitherigen Bürgermeisters aufgestellt worden. Er verstand es eben, seinen Einfluß klug dort geltend zu machen, wo es keine Kunst ist, sich denselben zu verschaffen, nämlich bei jenen überall zahlreich vorhandenen Leuten, die zwar den als die Geringstbegüterten verhältnismäßig am wenigsten an den Kosten des Gemeindehaushalts Theil zu nehmen haben, um so rascher aber bereit sind, den Mund zu gebrauchen, wenn es zu tabeln und zu räsoniren gilt.

Und dann stand dem nicht unvermögligen Krämer noch ein weiterer trefflicher Bundesgenosse zu Gebot, mit Hilfe dessen er seine ehrgeizigen Pläne durchzuführen hoffen durfte. Das ist der an vielen Orten herrschende abscheuliche Gebrauch, sich durch „Sausenzahlen“ die Stimmen der Wähler zu erkaufen.

Das allgemeine Wahlrecht ist dem Volke gegeben worden, um, alle Vermögens- und Standesunterschiede ausgleichend, jedem Bürger das heilige Recht der freien Mitbestimmung zu gewährleisten, so wie im Staatshaushalt, also auch im Gemeindefahren.

Man nimmt an, daß jeder Bürger von dem sittlich erhabenen Gefühl hergeleiteten Wunsche durchdrungen sei, mit beitragen zu wollen an dem Wohl der Gesamtheit. Derselbe soll, ob arm oder reich, hoch- oder niederstehend, durch Abgabe seiner Stimme bei wichtigen Vorkommnissen auch seine Ansicht zur Geltung bringen, er soll vor Allem auch mitbestimmen dürfen, welchem Steuermann die Lenkung des Schiffleins im Gemeindefahren auf eine Reihe von Jahren anzuvertrauen sei.

Ist das nicht schön und gut? Liegt darin nicht ein erhabener Gedanke? Ganz gewiß! Nur schade, daß der sog. freie Bürger mit dem Gemeinwohl im Herzen mitunter ganz anders aussieht und beschaffen ist, als er ideal gedacht wurde.

Dort sitzt z. B. heute eine recht nette Gesellschaft solcher „Bürger“ im Storchchen beisammen. Der Wahltag steht vor der Thüre. Nur ein einziger Tag liegt noch dazwischen. Da gilt's, nachdem nun einmal durch die Umtriebe des Rakenwedel die Gemeinde in Parteien gespalten ist, für diese, sich noch zu guter Letzt zu regen. Auf welche Weise von der Rakenwedels Partei dieses „Sichregen“ aufgefaßt worden war, davon gaben gestern die rohen Erzeße Zeugniß, welche vor den Wohnungen der Gegner verübt wurden. Zertrümmerte Läden, eingeschlagene Fenster, gemeine, heimlich vor das Haus des seitherigen Bürgermeisters gelegte Spottgedichte, welche unter Anderem die Liebe zwischen Franz und Brennele in den schmutzigsten Roth herabzogen, alle diese Dinge, sie reden eine bereedete Sprache von der „Mündigkeit“ des Volks.

Heute liegen sie dort auf den Wirthsbänken herum, die freien Männer mit dem erhabenen Bewußtsein hoher Bürgerpflichten! Einige umgefallene Gläser hinterlassen auf dem Tisch zwischen Käse- und andern Speiseresten eine Lache übertriebener Feuchtigkeit, in welche die Wammssärmel der darum herum sitzenden, lärmenden Gäste abwechselnd getaucht werden, je nachdem mit lassender Zunge und regelmäßig einfallendem „Glucker“ eine Behauptung in den allgemeinen Wirrwarr hineingeschrien und durch einen Faustschlag auf den Tisch bekräftigt wird. Den einen oder andern befällt wohl auch eine Schwäche, in Folge deren er zuletzt die Arme mitten in die Sauce legt und, mit dem wirren Schädel darauf hinsinkend, einige Zeit Ruhe gibt.

Die hier beschriebene Gesellschaft ist noch der Rest einer größeren Anzahl Wähler, welche gestern ein großes Trinkgelage im Storchchen abgehalten hatte. Schon die ganze Woche pflegen diese Leute sich hier an diesem Plage zu versammeln, um auf Kosten des neuen Bürgermeisterkandidaten zu zechen. Gestern hatte Rakenwedel sogar ein Nachtessen zum Besten gegeben, an welchem Theil nehmen durfte, wer Lust hatte und — wer eine Wahlstimme abzugeben hat.

Ob es wahr ist, daß der dabei reichlich aufgetragene Braten nicht von einem Kalbe, sondern von einem Füllen hergerührt hat, welches an Darmverwicklung zu Grunde gegangen war, vermögen wir so genau nicht zu untersuchen. Die Gegner des Herrn Rakenwedel behaupten es aber steif und fest und wollen auf schlaue Weise hinter dieses Geheimniß gekommen sein. Item, wir können bestätigen, daß es einigen von den zu Gast Geladenen gestern Abend noch recht wind und weh zu Muthe geworden ist, nachdem denselben nach reichlich eingenommenem Imbiß der eigenthümliche Sachverhalt von etwas böshafter Seite mitgetheilt worden war. Wir aber können der Versuchung nicht widerstehen, diesen würdigen Abschluß eines solchen Freießens und Sauselgales durch folgende passende Reime zu illustriren:

Hörst du das klägliche Aechzen und Stöhnen
Dort an der Mauer, vom Rußbaum bedeckt?
Nöge dein Ohr an den Ton sich gewöhnen,
Auf daß dich derselbe nicht jählings erschreckt!
Es stehen dort Mannen. O, habe Erbarmen!
Die schauen ja gar so verzweifelt darein,
Sie winden und biegen sich schmerzlich, die Armen!
Sie schneiden Gesichtler, sie leiden viel Pein.
Der vermag's, daß er's beschreib' —
Alles Blut dringt zum Gehirne,
Kalter Schweiß tritt auf die Stirne,
Krampfhast windet sich der Leib. — —
Doch endlich, endlich ist es gelungen,
Denn Alles, was sie hinuntergeschlungen,
Hinunter in das vielumfassende Grab,
„Die Charlybde“ jetzt krüllend wiedergab.
„Und wie mit des fernem Donner's Getose
„Entfürt es nun schäumend dem finstern Schooße.“

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu unserer Zechgesellschaft zurück.

Von einigem Interesse ist für uns dort jener alte Mann hinter der Ofenbank. Auf dem ehemals reckenhaften Körper sitzt ein ausdrucksvoller Kopf, aber der Blick ist unfähig und verschwommen, die Glieder hängen schlaff am Leib herunter und seine Bewegungen sind zuweilen von einer nervösen Hastigkeit, die aber gleich wieder in eine müde Lahmheit umschlägt. Der Mann ist nur mit einer Hose und einem gestreiften Baumwollhemd bekleidet. Die nackten Füße stecken in derben Schuhen aus Rindsleder. Das buschige Haar ist stark ergraut, ebenso der struppige Schnurrbart, welcher dem Ansehen seines Trägers etwas Martialisches verleiht. Auf dem Tisch vor ihm steht ein Viertelsterglas mit Brantwein gefüllt.

Der, den wir soeben beschrieben, ist der Zimmerwastel, seines rechten Namens Sebastian Zimmermann. Ehemals war dieser Mann ein vermögender Bauer, welcher in und außer dem Ort in Achtung und Ansehen stand.

Heute ist er ein unbrauchbarer Lump. Diesen entsetzlichen Umschwung hat der Alkohol vollbracht! Der Mann hatte sich in früheren Jahren das Schnapstrinken angewöhnt und seitdem ist es mit demselben rasch bergab gegangen.

Als er einst wegen Ueberschuldung sein Besitzthum hier veräußern mußte, hatte er noch so viel Ehrgefühl, die Stätte seines früheren Glücks zu verlassen. Es waren ihm bescheidene Mittel verblieben, um damit die Reise über das Wasser antreten zu können. Aber in Amerika wird nur die Arbeit bezahlt. Der energielose Truntenbold kommt dort nicht weit. Zu einem solchen war aber der Zimmerwastel bereits herabgesunken. Vielleicht ein letzter Rest von Energie, wohl mehr die Scheu vor geregelter Arbeit, verbunden mit eintretender Noth, hat ihn zuletzt in die Goldfelder Californiens geführt, woselbst ihn das Glück, mehr als der Fleiß, einige Funde thun ließ, welche ihm die Rückreise in die Heimath möglich machten.

Hier verläppert er nun in trägern Nichtsthun seine Schätze, welche ihn, wenn er noch eine Zeit lang zu leben hat, wohl kaum aushalten werden, bei einem nur halbwegs arbeitsamen Leben aber hingereicht hätten, ihm ein sorgenloses Alter zu verschaffen. Morgens in der Frühe, wenn es dem gesunden, nüchternen Menschen vor jeglichem geistigen Trunk noch wie im Efel schüttelt, betritt der Zimmerwastel den Storch und verlangt seinen Schnaps. Der kleine Tisch beim Ofen gehört gleichsam ihm eigen. Dort sitzt er von früh bis spät vor sich hinbrütend, still die Füße über einander geschlagen; dabei setzt er zeitweise den oben aufliegenden Fuß in heftige Schwingungen, je nachdem verworrene Ideen in seinem Gehirn aufsteigen, je nachdem ihn vielleicht der Gram über das unnütze geführte und deshalb verlorene Leben, vielleicht auch der bittere Groll mit sich selbst erfaßt.

So ruhig und verschlossen dieser Zimmerwastel sich während der Morgenstunden verhält, so gesprächig wird er, wenn im Laufe des Tags sich die Wirthsstube mit Gästen füllt. Was da gesprochen wird, von Hoch und Nieder, alles muß seine Kritik ertragen. Mit der den Schnapstrinkern eigenen Aufdringlichkeit drängt er sich dem Gespräch Anderer auf, greift einige Worte heraus und verfolgt diese dann mit peinlicher Hartnäckigkeit. Zuerst undeutlich vor sich hinhurmelnnd, pfeilt er dort hinten von seiner Ecke aus die Neben der Gäste zu unterbrechen. Nach und nach aber wird er lauter, seine oft tolle Beweisführung wird immer heftiger, aufdringlicher. Nicht selten nimmt dieselbe einen händelsüchtigen Charakter an, so daß bessere Gäste schon vorgezogen haben, den Storch zu meiden.

Heute ist der Zimmerwastel in seinem Element. Was da gesprochen wird, ist ein breites Feld. Auf diesem kann er seine

krankte Phantasie spazieren reiten und, was ihm das Beste dünkt, hier kann er nach Herzenslust widersprechen und — händeln.

„O ley kommandirt!“ unterbricht er die lärmend geführte Unterhaltung. „Alles dumms Zeug! I bin zehn Jahr in Amerika g'west; in Californien und in St. Francisco; dort braucht mer gar kein Bürgermeister, gar kein Bürgermeister! Was! — Mir müßt ihr niz weiß machen, ihr Dummköpf! I bin zehn Jahr in —“

„Amerika g'west, in Californien und in St. Francisco!“ erwidert ihm höhniß nachahmend der Storchwirth, dann aber fährt er zur Ruhe mahnend fort: „Nöcht i doch net in Alles so tappich d'reinreden, Wastel! Geb' doch Ruh' dort hinten!“

„Halt du's Maul! Du hast mir gar niz zu sage! I zahl mein Sach!“ gibt der Zimmerwastel gereizt zur Antwort. „Dort d'rin in der Einsen! ist dein Platz. Du hast g'rad Schoppen herzutragen, weiter niz!“

Der Storchwirth, der an dem Wastel einen guten Kunden hat, getraut sich dagegen nicht viel einzuwenden und verucht nur zögernd demselben begreiflich zu machen, daß er in seinem eigenen Haus auch sonst noch Rechte habe. Da läßt sich aber schon wieder ein anderer Redner hören und deklamirt in seinem Rausch:

„Der Ra, — Ra — hub! — der Raßenwedel! Der Herr Raß — hub! Raßenwedel muß Borgermeister werde und wenn, — hub! 's ganz Nest ver . . .!“

Der das heraus gluckst ist ein schwer betrunkenener Flischneider, dessen wirtschaftliche Verhältnisse so darniederliegen, daß er über kurz oder lang der Gemeinde zur Last fallen wird, der sich aber heute dennoch nicht wenig als wahlberechtigter Bürger fühlt.

War vorhin der Zimmerwastel, nach angeblich amerikanischer Sitte, für gar keinen Bürgermeister, so durfte jetzt auch der Flischneider nicht Recht behalten.

„Was Raßenwedel!“ fährt er auf; „alles niz! der Alt' ist der rechte! der ist gut für Euch Dreckspage! I bin zehn Jahr in Amerika g'west, in Californien und St. Francisco, i weiß, was i 'thun hab', i wähl den Alten wieder!“ —

„Was? Du willst den Alten wieder?“ ruft es jetzt wild durcheinander. „Hä! Hätte mir net wahrle lang' g'nug Einen für die reiche Leut' g'habt? Jetzt muß a mol Einer her, der recht ist für d' Bettelleut!“

Allgemeines Gelächter und Bravo lohnt diese Rede. Das war ein Schlagwort, mit welchem in dieser Gesellschaft jeglicher Widerspruch als abgeschnitten betrachtet werden mußte.

Ja, der „arme Mann!“ Stets muß er herhalten, wenn eine zweifelhafte Sache ausgefochten werden soll. Alle die Ordnung in einer Gemeinde aufrecht erhaltenden Maßregeln werden ja leider nur allzu oft als Gewaltthat gegen die sogenannten armeren Klasse angesehen, weil, wie das eben nun einmal so ist, gerade von dieser aus die meisten Excesse begangen zu werden pflegen. Dazu kommt dann noch der im Menschen mehr oder weniger schlummernde Neid gegen die vom Glück besser Gesegneten. Dieser Neid braucht nur geweckt zu werden und der Klassenhaß wird alsbald in hellen Flammen auflodern.

Es schien als sei in dieser Gesellschaft mit dem Schlagwort, daß auch einmal ein Bürgermeister für die untere Klasse am Plage sei, aller Widerspruch abgeschnitten gewesen. Es schien so. Inzwischen sind aber auch einige bessere Bürger hier eingetreten, welche für ihren Mann Stimmung zu machen suchen.

Einer von diesen hat das Wort ergriffen und hat gefragt, was denn die Leute am „Alten“ auszusehen hätten? Ob unter ihm der Ort nicht heraufgekommen und Manches besser geworden sei? Die Antwort ist ein ohrenbetäubendes Ge-

brüll der betrunkenen Urwähler und ein Schwall nicht wiederzugebender Schmähworte auf den „Alten“.

Auch Wastel hätte gerne eine seiner spitzigen Bemerkungen fallen lassen, auf der andern Seite freute ihn aber der unverhoffte Sukkurs und so zieht er vor, zwar in das Loblied auf den „Alten“ mit einzustimmen, ist aber böshaft genug, hiezu ein Thema zu wählen, welches neuen Stoff zu Ausfällen geben muß.

Eine der jüngsten Einrichtungen nämlich, welche Bürgermeister Hornung in seiner Gemeinde getroffen hat, ist die Errichtung eines landw. Verbrauchvereins gewesen, wie wir schon einen solchen im 1882er Kalender beschrieben haben, wie er damals mit Müß und Noth in Freudenthal zu Stande gekommen ist. Wie dort jenen Zinkennaki, so hat dieser Verein hier den Ragenwedel in Harnisch gebracht.

Allerdings: „dem Bauer muß geholfen werden!“

diesen lieblich tönenden Ausdruck führt, wie so mancher angebliche Bauernfreund, auch der Herr Ragenwedel, zumal seitdem er als Bürgermeister kandidirt, tagtäglich im Munde, aber er schreit wie alle anderen auch gleich: „Halt Bauer!“ wenn er vermeint, es könnte ihm möglicherweise mit dieser und jener Maßregel zur Unterstützung der nothleidenden Landwirtschaft ein Geschäftsvortheil entgehen. Der landw. Verbrauchverein hier im Ort ist ihm ein Dorn im Auge und er trachtet, nicht nur denselben, wo er kann, lahm zu legen, sondern er spielt diese Karte namentlich auch gegen Hornung aus, um ihn damit mißlieblich zu machen. Leider ist das Institut noch zu jung, um, wie das anderwärts der Fall ist, schon für sich selbst sprechen zu können. Das einzige was bis jetzt gemeinschaftlich eingekauft worden ist, waren Palmfuchen, bekanntlich ein ausgezeichnetes Kraftfuttermittel für Milchvieh, welches, im rechten Verhältniß dem



Einer der Erbitterten springt auf Wastel ein und sucht ihn an der Gurgel zu fassen.

andern Futter beigegeben, das Vieh vortrefflich ernährt, die Milchmenge steigert und den Fettgehalt, wie den Wohlgeschmack der Milch erhöht.

Ragenwedel macht aber den Leuten weiß, daß dieses „neumodische“ Futter nichts taue.

Die Folge war, daß eine beträchtliche Anzahl der

Besteller stutzig wurden, ohne vorherige genaue Prüfung das neue Futtermittel als schlecht anzuhängen und das dafür ausgelegte Geld ohne Weiteres für verloren erachteten. Daß sie für den vermeintlichen Schaden den Begründer und Vorstand des Vereins, den Bürgermeister Hornung, verantwortlich machten, dafür war natürlich Ragenwedel redlich besorgt.

Dem armen neuen Kraftfuttermittel aber wurde im Kerger über den vermeintlichen „Reinfall“ ein Unname angehängt, der wie wir gleich sehen werden, heute um ein Haar ein Menschenleben gefährdet hätte.

Auf diese neuesten Zwifligkeiten hat es also der Zimmerwastel abgesehen, als er aus seiner Ecke hervorkollert:

„Hört ihr's, ihr Dummköpfe!“ Zum Alten müßt ihr halten! Zum Alten! Der sorgt für Palmkuchen!“

„Ja für Palmkuchensuchen!“ schreien hierauf die Anderen, wild durcheinander, durch die Herbeziehung des unlieblichen Gegenstandes nun erst recht gegen Hornung aufgebracht. Der Zimmerwastel aber lacht still vor sich hin und spricht mit lustigem Augenzwinkern doppelstimmig:

„So, ihr heißt's Palmkuchensuchen? O leh kommandirt! Ich schä, ihr selber seid die Palmkuchensuchen!“

Wastel hätte besser getan, diesen Trunpf nicht auszuspielen, denn so unempfindlich die Leute bisher gegen seine freigebig ausgetheilten Ehrenitel als „Dummköpfe“, „Dredspaten“ u. s. w. gewesen sind, so sehr scheint sie die eben vernommene Anspielung auf ihre Kurzsichtigkeit erzürnt zu haben. Es gibt eben mitunter Dinge, die erleiden das Schnaufen nicht! So hier. Wastel hat, wie man sagt, in ein Wespennest gestochen.

Die Folge ist ein heillosler Skandal. Einer der Erbittertesten springt auf Wastel ein und versucht ihn an der Gurgel zu fassen. Der aber ergreift einen Stuhl und mit einem letzten Rest ehemaliger Kraft seinen Körper aufrichtend, schwingt er das schwere Geräthe in die Luft und hätte in seinem tollen Schnapfeuer wohl sicher seinen Gegner für alle Zeiten schweiglam gemacht, wäre nicht glücklicherweise der Stuhl an dem Ofenestänge hängen geblieben. Dadurch ward der Schlag abgeschwächt und der, welchem er gegolten hatte, kam mit einer unanftan Ohrseige und mit einem gelinden Niz in der Kopfschwarte davon.

Wären daraufhin die vorhin erschienenen solideren Bürger aber nicht dazwischen getreten und hätte der Storchewirth nicht vorsorglich seinen guten Kunden schleunigst fortgeschafft und damit in Sicherheit gebracht, wer weiß, welches Ende diese „Wahlauferer“ noch genommen hätte.

So führt gar oft die Trunkenheit um unbedeutender Kleinigkeiten willen zu bösen Händeln und der Ausgang des Streits ist nicht immer ein so harmloser, wie in dem eben erzählten Falle, bei welchem ein gut Theil des ungefährlichen Verlaufs auf die der Mehrzahl solcher Schnapstrinker fehlende Energie, auf deren Schlortrigkeit und Feigheit, wird geschrieben werden dürfen.

Und nun, lieber Leser, wie gefallen Dir diese Urwähler?

Wir meinen, Katzenwedel hat mit denselben nicht schlecht spekulirt. Er kennt seine Leute und da diese Sorte augenblicklich im Ort mit den ernstern Segnern des seitherigen Regiments zusammen die Mehrheit bildet, so wird ihm morgen der Sieg nicht fehlen.

Wie kommt aber der Mann dazu, wirst Du fragen, für das immerhin zweifelhafte Glück, hier Bürgermeister zu werden, bedeutende Geldsummen zu opfern — die Sache kann ihn nach anderen Vorgängen leicht mehrere Tausend Mark kosten — wie kommt er dazu, solche Opfer zu bringen, in der Voraussetzung, daß ihm der bescheidene künftige Bürgermeistergehalt nie und nimmermehr die aufgewendeten Kosten wieder einbringen wird?

Armer Ort! Du wirst es bald erfahren, wie sich ein mit derart unsittlichen Mitteln gewählter Ortsvorstand auf deine Kosten wieder bezahlt zu machen weiß!

4. Kapitel.

Das Ameise.

Notto: — Und blüdet sie lange vernunbert an,
Drauf spricht er, es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
Echiller.

Was wir im vorhergehenden Kapitel befürchten mußten, ist damals eingetroffen. Die Partei des soliden Bauernstandes ist unterlegen. Das sogen. Proletariat gewann die Oberhand. Der Kampf war schwer und Hornung der Besiegte. Er unterlag jedoch mit einer achtungsgebietenden Stimmen-Minderheit.

Mit einem einzigen Trinkgelage, und wenn es noch in letzter Stunde gesendet worden wäre, würden ihm ohne Zweifel die fehlenden Stimmen zugesallen sein. Dazu konnte sich aber ein Mann vom Schlage Hornung's nicht entschließen, und so bedauerlich unter den obwaltenden Verhältnissen sein Weggang vom Amte war, so mußten ihm doch alle anständigen Leute beispflichten, als er erklärte: „Wer mich nicht wählt aus Ueberzeugung, sondern nur, wenn ich ihm einen Schoppen mehr bezahle, als mein Gegner zu bezahlten Lust hat, von dem will ich überhaupt nicht gewählt sein. Ich will Bürgermeister sein über mannhafte Bürger, die wissen, was sie wollen, aber nicht über betrunkene Lottel, die sich ihre Stimme um ein Glas Schnaps ablaufen lassen.“

So ganz ohne Mißstimmung soll die Sache für den „Alten“ jedoch keineswegs abgelaufen sein. Hornung war nicht frei von Ehrgeiz und die Niederlage that ihm nicht nur um der Gemeinde, sondern sie that ihm auch um seiner selbst willen weh.

Seither eine geachtete und von Manchem, der kein gutes Gewissen hatte, auch gefürchtete Persönlichkeit, mußte der „Altbürgermeister“ jetzt erfahren, daß sich die Leute von nun ab weniger um ihn kümmerten, als zuvor. Mancher, der sonst bei der Begegnung vor ihm die Kappe gelüpft und ein „Guten Tag, Bürgermeister!“ gemurmelt hatte, schaut dem „Abgekehrten“ jetzt ohne Gruß, frech in's Gesicht, denn — er hat ja von dem Manne nichts mehr zu erhoffen, hat ihn nicht mehr zu fürchten. Aber auch Mancher, der noch während des Wahlkampfes eifrig auf seiner Seite focht, wird jetzt fast verlegen, wenn er vom „Alten“ angeredet wird, denn — man muß doch mit den Verhältnissen rechnen! Was ist da zu wollen? Katzenwedel hat nun einmal das Heft in der Hand. Da darf man nimmer länger mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Die Freundschaft mit dem Alten bedeutet soviel, wie Feindschaft mit dem Neuen. Sucht sich doch der Letztere nach und nach mit einem frischen, ihm gefügigen Gemeinderath zu umgeben; wer weiß, ob es da nicht dem „Michel“ oder dem „Heiner“ gelingt, hinein zu kommen, und war's nur daheim der Frau wegen, die schon so oft wegwerfend ihrem Eheherrn in's Gesicht gesagt hat: „Du bringst es ja doch Deiner Lebtag zu nix in der G'meind', denn Du bist eine Mehlamsel!“

Also: Laßt den Alten laufen, auf daß ihr's mit dem Neuen nicht verderbt.“ Bei gar Vielen lautet so jetzt die Parole und Hornung mußte eben auch die bittere Erfahrung machen, daß auf die Menschen kein Verlaß ist und daß mit dem Aufhören einer einflußreichen Stellung sich die sogen. „Freunde“ lichten und auseinanderstieben wie die Spreu vor dem Winde.

Das Alles erzeugte in ihm einen tiefen Groll und eine sich zuweilen heftig äußernde Gereiztheit. Auch Anderes geht dem Manne im Kopfe herum und trägt wesentlich zu seiner Bestimmung mit bei.

Die ihm „gelegten“ Spottschriften und die darin enthaltenen häßlichen Anspielungen auf seinen Sohn hatten ihn ungemein aufgebracht. Dazu kam noch, daß des Burgbauern Seppel nach jenem Abend, wo sich des Bürgermeisters Franz von Brenele verabschiedete, die erste Gelegenheit ergriffen hatte, den Vater Hornung von dem Stellbischen in Kenntniß zu setzen. Den edlen Verzicht des braven Mädchens verwarf er als Verräther wohlweislich. Um so besser verstand er es, durch die grassirenden Lügen den alten Hornung auf's äußerste gegen das unschuldige Brenele und deren noch unschuldigere Mutter aufzubringen, welchen geradezu der Seppel eine systematische Ungarnung des jungen Bürgermeisters-Sohnes angedichtet wußte. Und nicht genug damit! Im Fzurerhäuschen sollte auch ein Liebesverhältniß zwischen Ameile und des Lindenwirths Frieder ausgeheckt und weiter unterhalten worden sein. Dort sollen sich die jungen Leute heimliche Zusammenkünfte geben und die Fzurerin — statt einen solchen Unfug in ihrem Haus zu verwehren — kochte noch den Kaffee dazu!

Meist baut die Lüge auf einem Stückchen Wahrheit auf, um sich glaubhafter zu machen. So auch hier. Das Ameile ist, wie der Leser weiß, schon längst, ja von Kind auf, obwohl mehrere Jahre älter, mit dem Brenele befreundet. Es kennt daher recht gut das Liebesgeheimniß des armen Mädchens, kennt dessen ganzen Herzenskummer. Es hat seine eigenen Angelegenheiten ebenso vertrauensvoll wieder der Freundin geoffenbart und manches freie Stündchen saßen oder standen die Mädchen dort draußen beisammen, berathschlagten sich oder trösteten einander.

Wie gerne hätte Ameile das Brenele als nahe Verwandte, als die künftige Frau ihres Bruders, begrüßt, denn sie erkannte besser, als die durch mancherlei Vorurtheile gebildeten Eltern, welche Herzensvorzüge und häusliche Eigenschaften dieses Kind vor so vielen andern voraus hatte, wie glücklich der Franz mit ihr hätte werden können!

Daß also die Mädchen, so oft es sich machen ließ, im Fzurerhäuschen oder andernwärts zusammentamen, war wahr, daß Frau Mariann' gegen die harmlosen Zusammenkünfte der Freundinnen nichts einzuwenden hatte, war ebenfalls nicht unrichtig, vielleicht mag zuweilen auch ein Schüßelchen Kaffee dort für den Besuch übrig gewesen sein. Wir wollen auch das nicht bestreiten. Aber, um diese so sehr unschuldigen harmlosen Vorkommnisse ein solches häßliches Gewebe von garstiger Verleumdung und Ehrabschneideri zu flechten, dazu ist nur die durch Haß und Eigennuß diktierte Bosheit befähigt, wie sie in des Burgbauern Seppel vereinigt ist.

Seppel verfolgte mit seiner Angeberei zwei Ziele. Einmal wollte er seinen Jugendgenossen Franz, gegen welchen er seit jenem Vorfall aus der Knabenzeit einen förmlichen Haß gefaßt hatte, wie ein solcher nur zwischen den zwei Extremen „Gut“ und „Böse“ gedacht werden kann, damit einen Poffen spielen, zum zweiten aber hoffte er, beim „Alten“ sich durch die Denunciation wohl daran zu machen.

Und dem Seppel lag neuerdings viel an der Gunst des alten Hornung. So sehr er nämlich den Bruder haßte, so gut gefiel ihm dessen Schwester, das runde, resolute Ameile.

„An die mußt Dich machen,“ hat ihm sein Vater, der Burgbauer, eindringlich gerathen, als er die Gewißheit hatte, daß sein „Früchtle“ nicht Soldat werden mußte. Und der Sohn verstand den klugen Wink des Vaters.

Noch galt im Ort der Burgbauer als einer der reichsten Landwirthe der Umgegend, obwohl er dafür bekannt war, daß er zuweilen dem Trunk ergeben sei. Dieses Vaster schien auf dem Burghof traditionell werden zu wollen, denn schon der Großvater des Seppel soll, wie die Leute sagen, im Rausch von hinnen gegangen sein und das blaurothe Gesicht des jetzigen Bauern zeigt, trotz dem auf demselben aus-

geprägten Hochmuth, daß dieser Mann neben häufigem Weingenuß auch das Getränk des „armen Mannes“, den Branntwein, nicht verachte.

Er ist ebenfalls ein schlottriger Mensch, dieser Burgbauer, wie sein abgeklatschtes Ebenbild, der Seppel. Nur das Gesicht ist noch breiter und schwammiger aufgeblasen, als das des Stammhalters und die herausgedrückten gläsernen Augen blicken unter den buschigen Brauen mit einem unheimlichen Feuer hervor.

Der Burgbauer weiß sich aber ein gewisses Ansehen zu geben. Wenn er z. B. am Schranntag oder am ersten Montag des Monats, an welchem in der benachbarten Stadt der Viehmarkt abgehalten wird, auf seinem Bernerwägle sitzt, die davorgespannten zwei feisten Brauen fest im Jügel haltend, im Sonntagswamm, die vielknöpfige Weste darunter, den weißen Hemdtragen bis unter die Ohrläppchen stolz in die Höhe gestellt und den breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, wenn er so in flottem Trab mit seiner Kathrine zur Stadt fährt, da sieht ihm Mancher mit Neid nach und brummt in den Bart: Hä! der kann's gut mache!

Aber gar mancher Apfel, der rothe Wäde hat, ist inwendig drinn' murnig! Des Burgbauern Verhältnisse sind einem solchen Apfel zu vergleichen. Nach außen Glanz und Großthueri, in Wahrheit aber von innen heraus beginnender Zerfall.

Auf dem Burghof geht die Sorte Händler und „Bauernfreunde“ fleißig aus und ein, deren häufige Gegenwart immer verdächtig ist. Aber Niemand, nicht einmal der Bürgermeister Hornung, fand bisher darin etwas auffälliges. Ist doch allgemein bekannt, daß der Burgbauer ein Freund von Handeschäften und Spekulationsgeschäften ist, also kann der häufige Verkehr mit solchen Leuten kaum auffallen.

Das Grund- und Pfandbuch hält der Burgbauer von Hypotheken und Einträgen vorzüglich sauber, auf daß sein Kredit keinen Stoß erleidet. Also da kann's nicht gefehlt sein.

Und doch, wer hätte tiefer blicken können, hätte müssen sehen, daß der Mann nahezu überschuldet ist. Seinen Feldbau gräßlich vernachlässigend, hat er sich schon lange mehr mit Frucht- und Hopfenspekulationen befaßt, als für einen Landwirth gut ist und dabei solch' tolle Wagnisse begangen, sich in so viele Wechselgeschäfte und dergleichen eingelassen, daß er die Sache kaum mehr zu überschauen vermochte. Immer tiefer zogen ihn die Geschäftshelfer, welche seinem prohenhaften Hochmuth zu schmeicheln mußten, in ihr Garn, wohl wissend, wie weit sie gehen durften, um sich, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen, für ihre Wucherforderungen zuletzt an dem bisher absichtlich freigelassenen Grundbesitz heben zu können.

Ein richtiger Wucherer, der sein Handwerk versteht, geht ja nicht so schnell an das „Halsabschneiden“ wie seine kleinen Kollegen, die „Stümper im Geschäft“. Er, der Große, sieht viel lieber so lange als rathsam — wie das Schmarokthier auf dem Pelz eines andern — seinem ausserordentlichen Opfer gleichsam auf dem Rücken und läßt dasselbe für ihn arbeiten, so lange es geht. Er entzieht ihm nur immer einen Theil der Säfte, welche sich durch die Arbeit neubilden und erst dann, wenn die gänzliche Entkräftung des Belasteten weitere Säftebildung nicht mehr zu schaffen vermag, dann sßt der Reiter ab, um dem Noth den Todesstoß zu versetzen und sich zuletzt noch am Sattelzeug zu bereichern.

Ja, lieber Leser, auf solche traurige Weise zappelt sich gar mancher Landwirth ab. Er hat die Wucherlaus auf dem Rücken und was er sich erarbeitet, das muß er mit dem ecklen Schmarokthier theilen. Hat es ein geschickter Wucherer einmal dahin gebracht, daß Deine Schuld bei ihm, auf welche Du, sei es aus Noth, sei es aus Leichtsinne und Leichtgläubig-

Zeit, hineingefallen bist, durch hohe Provisionen bei kurzen Zahlungsfristen sich nach und nach tatsächlich bezahlt gemacht hat, dann hat er gewonnen. Jetzt besteht für ihn die sog. darlehenslose Schuld, d. h. der Gläubiger hat durch die bei jeder der kurzen Fristen an die weitere Verlängerung bedingenen hohen Provisionen seine Kapitalforderung sammt Zinsen längst erhalten, während Du noch immer für den ursprünglichen Betrag sein Schuldner bist. Jetzt gilt es, Dich oder Deinegleichen so lange als möglich bei Arbeitskraft zu erhalten. Zu verlieren hat ja der Wucherer nun nichts mehr. Er zieht, so lange es geht, gemüthlich die Zinsen der Schuld an sich, die in Wahrheit nur noch auf dem Papier besteht. Du bist die Nährpflanze und er Deine Kleeseide!

Aber nicht etwa nur durch baare Darlehen, die oft nur zur Hälfte der Summe gegeben werden, welche unterschriftlich vom leichtsinnigen Schuldner anerkannt worden ist, sucht sich der gewerbsmäßige Wucherer zu bereichern, sondern er macht nebenher noch gute Geschäfte mit mancherlei Waaren, die er um hohen Preis seinen „Leibeigenen“ aufnöthigt. Hierbei spielt nicht selten auch der verderbliche Branntwein eine Rolle. Fässerweise wird derselbe auf „Vorgs“ in die Häuser gebracht und, wer vorher nicht daran dachte, Schnaps zu trinken, gewöhnt sich durch die dargebotene Gelegenheit bald daran. Auf dem Burghof war auf solche Weise schon lange her an gebrannten Wassern kein Mangel und dieselben galten dort bei Herrschaft, wie Gesinde, als beliebtes Getränk, welches sowohl im Haus, wie bei der Feldarbeit den Wein oder den gesunden Obstmost ersetzen mußte.

Von des Burgbauern Frau aber, der „langen Kathrine“, wie sie genannt wurde, ging das Gerücht, daß sie zeitweilig übergeschnappt sei. Diefelbe war geizig und der große Verbrauch auf dem Hof ging ihr zum Herzen.

Manchmal war sie zufriedengestellt, wenn ihr der Mann vorrechnete, was er wieder Geld gemacht habe. Ein andermal wieder ergriß sie eine namenlose Angst, das Vermögen, welches größtentheils von ihr herrührt, möchte verloren gehn.

Sehr viel Bestand hatte die Frau nicht zu verlaufen und da wunderte sich keines, wenn ihr auch das bischen, was sie besaß, zeitweilig abhanden kam. Dieser Fall trat in der Regel ein, wenn ihr Mann wieder auf neue Wagnisse ausging, sich in weitere große Spekulationsgeschäfte einließ. Konnte er der Kathrine aber mit einigem Geschick den dabei gemachten Gewinn vorzeigen, dann wurde sie wieder ruhig und vernünftig und setzte sich stolz zu ihm auf's Bernerwägle, wenn er zur Stadt fuhr.

Dieser krankhaft gereizte Nervenzustand der Hofbäuerin war nichts anderes, als eine Folge des Getränkes, welches auf dem Burghof Mode geworden ist und mit welchem sich die sparame Frau, als dem billigsten, schnell befreundet hatte. Und was war das Leiden? Kennen wir's periodischen Wahnsinn. Der Arzt würde vielleicht sagen: Es ist das Delirium tremens.

Wenn sich auch der alte Burgbauer über den wahren Stand seines Vermögens keine genaue Rechenschaft zu geben wußte, weil er — dem in einem Zirkus mit Vallen spielenden Bajazzo zu vergleichen — immer eines festhielt, während seine übrigen Unternehmungen in der Luft herumflogen, ihn selbst, wie das staunende Publikum, blendend, so war ihm doch das Eine klar, daß er eines schönen Tags verloren sei, wenn ihm nicht ein ganz außerordentlicher Glückszug gelänge, oder sonst eine günstige Wendung zu statten komme.

Da stand nun ein großer Theil seiner Hoffnungen auf dem Sohn. Daß der Seppel eine reiche Heirath machen müsse, war bei ihm ausgemacht. Den Leuten über seine wahre Lage Sand in die Augen zu streuen, hatte er ja bis daher trefflich verstanden.

Von all' den Mädchen der Umgegend paßte ihm keine besser, als des Altbürgermeisters Ameile, denn da war Geld und Brautheit schön beieinander.

Daß ein Mann, wie der Burgbauer, auch etwas auf die Brautheit gibt, wäre fast zu verwundern, aber in jedem Menschen ist Gottlob noch ein Zug, der zum Bessern hindrängt, und ein unbestimmtes Gefühl in dem Vaterherzen sagte dem Manne, daß sein Seppel nur dann glücklich werden könne, wenn er vielleicht durch eine brave und dabei resolute Frau auf bessere Bahnen gelenkt werde, als die sind, auf denen er selbst wandelt. So hofft mancher Vater, manche Mutter, welche an verkehrter Erziehung und schlechtem Beispiel bei ihrem Sohne das Menschenmöglichste geleistet haben, daß einmal eine richtige Frau das Alles wieder gut machen werde. Wie sehr solche Hoffnungen trügen, lehrt die tägliche Erfahrung. Der Keim des Guten will eben früher gelegt und mit mehr Sorgfalt gepflegt sein.

Was nun Hornung betrifft, so war dieser der Absicht des Burgbauern — gar nicht entgegen. Es darf als eine Schwäche des sonst so scharfsichtigen Mannes bezeichnet werden, daß er das Lebensglück allzusehr auf den Geldsack und auf Standesvorrechte zu stellen pflegte. Ihm ist zwar der Burgbauer als Mensch kein angenehmer Gegenschwäger, denn dessen Neigung zum Trunk ist ja offenkundig. Auch den einstigen Tochtermann hätte er sich in durchaus anderer Qualität gewünscht. Aber, der stattliche Hof und was d'rum und d'ran hängt! O, das darf man doch nicht gerade so wegwerfen! Ob das Ameile mit dem Seppel glücklich sein wird? Ei, das Maidle hat Schneid. Die wird ihren Mann einst schon in die Reih' kriegen. Sie wird dabei eine richtige Hofbäuerin, das ist die Hauptsache. Gegenseitige Zuneigung und dergleichen? Na, die mag freilich fehlen. Aber wozu das? Das sind ja doch nur dumme Poffen, wovon man nicht leben kann. Und sollte es zuletzt mit dem Ameile gehen, wie mit dem Franz? Scharweizelt nicht schon lange des Lindenwirths Frieder um das Mädchen herum und — ich glaub gar — die Gans thut auch schon freundlich mit dem? da will ich doch einen Niesel vorschieben! —

Dieser Frieder ist einer der drei stattlichen jungen Männer, welche damals als Rekruten sich so vortheilhaft von den andern ausgezeichnet hatten. Er ist, das muß auch der Altbürgermeister zugeben, ein solider, fleißiger Burche, aber es sind dort der Kinder viele. Der ältere Bruder kommt einst auf die Linde, da wird das, was er den Geschwistern herauszahlen muß, klein beisammen sein! „Also, was thu' ich damit?“ prodelt hochmüthig der alte Hornung weiter; „Soll denn ich meine Kinder g'rad für solche Kleinbäuerlesbagasche erjogen haben?“ —

Hornung hatte sich damals auf des Seppels Angeberei hin sehr vom Horn hinreißn lassen. Nach seinem Dafürhalten hat ihn Brenele auf eine unverzeihliche Weise hintergangen. Hat er dem Mädchen nicht gleich bei Zeit den Kopf zurecht gesetzt und hatte ihm „die scheinheilige Person“ nicht alles so schön versprochen, was er haben wollte, und jetzt? „Jetzt hält das Weibsteit doch noch mit meinem Franz zusammen und die Alte steckt auch dahinter und schürt zwischen meinem Ameile und dem Lindenfrieder. Ja, ja, da sieht man's wieder! Paß ist Paß und bleibt Paß! In's Gesicht' mein, ja, da versprechen die Alles, aber hinten'rum, da wird so lange um den fetten Bissen 'rumgeschmüht, bis sie glauben, sie haben ihn. Aber warte nur! Eher treib' ich die ganze Bagasche zum Ort hinaus, eh' denen ihre Anschläg' einen schimmligen Bagen werth werden dürfen!“

So ähnlich schossen ihm die Gedanken durch den Kopf und als er gleich darauf zornesroth im Flurerhäuschen eintrat, da waren es harte, unschöne Worte, welche er den erschreckten Leuten dort entgegenschleuderte.

Un
Fran
Frau
begre
da
den
welch
— G
glaub
der e
wend
wolle
ließ.
schien
haben
ruhig
Billig
Me
laube
zurück
Vater
aufne
Horn
Se
haften
mehr
ihre u
eine b
im go
Mi
germe
eine g
Da
bestan
unru
worde
ersten
taufen
Regel
ihre G
Zeit l
Leute
bische
wenn
hin n
Die
Fall
Borge
zu ih
G
das
sehr
sind e
und
sich d
und
hinein
sichtli
kann
„Berr
euch“
dieses
Ja
früher
geblaf

Umsonst versicherte Brenese unter Schluchzen, daß sie dem Franz damals ausdrücklich aufgefaßt habe, umsonst erklärte die Frau Mariann mit einem durch die widerfahrene Kränkung begreiflichen stolzen Selbstgefühl, daß sie glaube, als Mutter da auch ein Wörtle d'rein reden zu dürfen und daß es bei den zweien ein Weniges wohl auch auf ihr Jawort ankäme, welches sie hiermit ebenfalls ausdrücklich versagt haben wolle; — Hornung hielt sich ja von Seppel viel besser unterrichtet. Er glaubte nicht. Er war so fest überzeugt, daß man ihm auf der einen Seite mit den schlechtesten Mitteln die Tochter abwendig machen, auf der anderen seinen Duben verführen wolle, daß er einen Widerspruch gar nicht mehr aufkommen ließ. Des sonst doch so vernünftigen, bedachten Mannes schien sich durch die mancherlei Vorgänge der letzten Zeit eine derartige Aufregung und Gereiztheit bemächtigt zu haben, daß es fast aussah, als wäre ihm auf einmal jede ruhigere Ueberlegung und jedes Gefühl für Recht und Billigkeit verloren gegangen.

Als dann noch die Zeit herangefommen war, wo die „Ur-lauber“ nach vollendeter dreijähriger Dienstzeit nach Hause zurückkehrten, sein Franz aber in finsternem Troß gegen den Vater sich zu längerem Verbleib unter die Unteroffiziere hatte aufnehmen lassen, da steigerte sich der Unmuth des alten Hornung auf das Aeußerste.

Sein Hauptingrimm lehrte sich, durch die zeitweiligen böshafsten Erfindungen und Einflüsterungen Seppels immer mehr aufgestachelt, am meisten gegen Frau Mariann und ihr unschuldiges Kind. Er ließ sich in Folge dieß gegen die brave Frau mancherlei Härten zu Schulden kommen, die im ganzen Ort mißbilligt wurden.

Mit Brenese aber ist seit dem Austritt mit dem Bürgermeister und seit dem letzten Zusammensein mit Franz eine große Veränderung vorgegangen.

Dasselbe hat zwar den Sieg über ihr Herzle ruhmvoll bestanden, dabei aber nicht verhindern können, daß das unruhig schlagende arme Ding bis in den Tod verwundet worden ist. Es ist eben eine gar eigene Sache um den ersten Jugendtraum der Liebe. Das wurzelt tief, wie mit tausend Hasern, und wenn man daran reißt, so geht in der Regel — das Herzblut mit. Deshalb habt Acht auf eure Kinder, ihr Eltern, falls ihr selbstbestimmend deren künftiges Loos in der Hand behalten wollt! Ueberlastet sie dann nicht eine Zeit lang sich selbst mit der bequemen Entschuldigung, die Leutchen seien ja noch jung und Jugend dürfe sich wohl ein bißchen austoben, und mit dem schlechten Trost, daß ihr, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen, dann schon ein „End' hin machen“ wollt.

Dieses „End' hin machen“ ist dann zu spät und in solchem Fall geradezu eine Grausamkeit, die ihr auch mit dem Vorgeben, daß es euch ja nur um das Glück eures Kindes zu thun gewesen sei, nicht mehr verantworten könnt.

Gerade so liegt der Fall bei Franz und Brenese. Hier ist das „End“, wie wir gesehen haben, vom Bürgermeister wohl sehr schnell „hingemacht“ worden, aber die traurigen Folgen sind auch nicht ausgeblieben. Während der sonst so gutartige und an Gehorjam gewöhnte junge Mann im Begriffe ist, sich dem eigenen Vater zu entfremden, und so zwischen sich und seinen Eltern in einen bedauernswerthen Zwiespalt hineingeräth, steht hier eine zarte edle Pflanze langsam aber sichtlich an einer Krankheit dahin, für die kein Doktor helfen kann und gegen welche am wenigsten mit dem Kräutchen „Vernunft“ etwas auszurichten ist. Das Kräutchen „Kriegt euch“ ist das Einzige, welches hilft. Nicht immer aber wird dieses von den Alten verordnet.

Ja, unser gutes Brenese, es ist recht verändert. Alle frühere Lustigkeit ist aus dem blassen Gesichtchen wie weggeblasen. Die treuen, ehedem so munteren Augen blicken

mat. Sie sind vom häufigen Weinen geröthet und die Lider angeschwollen. Kein Wunder auch, wenn zu allem Herzeleid noch das bittere Unrecht, die kränkendsten Anschuldigungen, ja selbst rohe Gewaltthat hinzugefügt wird; und das Alles von einer Seite, wo ein Strahl väterlicher Liebe so viel, ach so gar viel wonniges Glück hätte bereiten können. Und nicht genug an dem eigenen Herzeleid, das arme Mädchen hat neuerdings auch bang um das Leben der theuren Mutter! — Wohl in Folge der ihr widerfahrenen Kränkung ist kürzlich die Flurerin nicht unbedenklich erkrankt. Recht trübe Tage sind jetzt im Flurerhäuschen eingekehrt.

Doch, wenn Liebe schmerzt, wenn Haß verzehrt, so hat der Schöpfer noch ein drittes Gefühl in der Menschen Brust gelegt, welches zwischen beiden zuweilen wie Balsam wirkt; heilend und schmerzlindernd. Dieses Gefühl heißt Freundschaft. Die Edle, die Erhabene, weiß Selbstlose. —

Hatte Brenese auf die Liebe ihres Franz auch verzichtet, den Haß seines Vaters über sich und ihr gutes Mutterle ergehen lassen müssen, so war ihr doch die Freundschaft Ameiles, Franzens Schwester, geblieben, und dieß that ihr um so wohler, als diese treue Mädchenfreundschaft von einem Glied derjenigen Familie ausging, um deren willen sie so viel zu leiden und zu dulden hatte.

So hat auch heute wieder das resolute Ameile, welches wir beim Beginn dieser Erzählung zugleich mit dem Brenese dort am Brunnen kennen gelernt haben, mit ihrer schwer danniederbeugten Freundin ein Plauderstündchen verabredet.

Draußen im Flurerhäuschen sind die Zwei seit langer Zeit wieder einmal zusammengekommen, denn Brenese weicht, seit ihre Mutter krank ist, nicht von deren Bett und kommt nur selten in das Dorf herein.

Sie unterhalten sich leise, etwas abseits, denn Frau Mariann ist vorhin eingenickt und soll nicht im stärkenden Schlafe gestört werden.

„Was heulst alleweil, Du armer Tropf?“ tröstete leise das Ameile. „Guck, es muh noch amol an den Tag komme, daß Dir der Vater so himmelschreiendes Unrecht 'than hat. O Gott! Wenn i dort Dein Mutterle so krank im Bett liegen seh' und guck in Dein Jammer'gsichte, daß möch' i g'rad nausheule vor Glend, daß an allem dem meine Leut' schuld sind! Aber weißt, was mir da einfällt? So wie i mein Vater kenn', kann das Alles g'rad noch euer Glück sein.“

„Unser Glück, Ameile? O, Glück! Das Wörtle bedeut' für mi nig mehr!“

„Ja, euer Glück! Du Dappele! Du glaubst gar net, wie viel mein Vater auf seine Reputation hält und wie er auf sein „Charakter“ stolz ist. Lieber thät er sich a Stücke vom Finger abhacke, als so ein Unrecht auf sich sitze lasse, wohlverstanden, wenn er a mol merkt, daß er auf'm leze Weg 'rum fuhrwert.“

„Sell ist aus, ewig aus!“ hauchte nun mit kaum hörbarem, schmerzlichem Seufzer das schmerzgeprüfte Kind, nachdem kurz vorher noch auf die letzte Rede Ameiles hin eine beseligende Hoffnung das Herzchen rascher schlagen gemacht hatte, eine jähe Röthe über das blasse Gesicht hingeflogen war und auf einen Moment die Augen wieder heller gestrahlt hatten. „Sell ist aus! — I hab's verworrt!“ — Aber, daß Dein Vater so schlecht von mir denkt, daß er noch alleweil meint, i hätt' Dein' Franz im Bann und i sei schuld, daß er net weggeht von de Solbete, und das Andere noch dazu — das — o das bringt mi unter den Boden!“

Nach heftigem Schluchzen spricht Brenese leise weiter: „Guck, Ameile, eins mußt Du mir versprechen, daß D'net rußt, bis Dein Bruder den Solbatenrock auszieht und dahin geht, wo

*) Verworrt — hinuntergeschluckt, überwunden.

er hing'hort, heim zum Vater und zur Mutter, heim in's G'schäft. Es liegt auf mir wie der größt' Berg, so lang' er um meinerwillen mit seinem Vater truzt. Das ist die größt' Sünd! Das darf ein Kind den Eltern net thun! Selt, sag's dem Franz. Er soll' mir zu lieb umkehren. Es ist das Letzte, um das ich ihn bitt! — Guck, wenn das in der Nichtigkeit wär', Ameise, glaub' mir, prästier i 's wieder eh!"

Das Ameise, welches den zuerst langsam und leise, nach und nach aber hastig und stoßweise gesprochenen Worten Breneles mit großer Theilnahme gefolgt ist und nun aus denselben so recht die selbstlose Liebe der Freundin zu ihrem Bruder, wie gleichzeitig den edlen, frommen und aufopfernden Sinn erkennt, welcher das Mädchen beseelt, kämpft, während Thränen der Rührung ihre Augen verdunkeln, in ihrem Innern mit einem schweren Entschluß.

Es muß dem derben Naturkind hart ankommen, was es da in seinem Kopf und Herzen verarbeitet. Eine geraume Weile sitzt das Ameise zur Bewunderung Breneles ganz stumm da und stiert, wie geistesabwesend gerade aus, wobei sich die volle Brust fortwährend hebt und senkt. Auf einmal aber quillt ein Thränenstrom aus ihren Augen hervor, sie umarmt heftig die Freundin und sich dann gewaltsam zur Heiterkeit zwingend, ruft sie laut, daß davon Frau Mariann' erschrocken aus dem Schlaf erwacht: „Jetzt habe 'mer aber währle g'nug g'heult miteinander! Wart' nur, 's wird noch Alles recht werden! Laß Du nur de Schulze geistern! *) Seht kann's bei mir komme, wie's in sellem Lieble heißt:

Den, wo i gar net mag,
Den siehn i alle Tag;
Und den i gar gern hätt',
Der ist weit weg."

Brenele hat nur zu schauen und weiß nicht recht, ob's beim Ameise noch richtig im Oberstüble ist. Sie sieht ihr fragend und fast erschrocken in's Gesicht. Auch die Kranke dreht sich nach den zwei Mädchen um und fragt verwundert, was sie damit sagen wolle.

„Was i damit sagen will? Nix anders, als daß es bald heißt:

Auf der Welt sind' Teuf' närrisch,
Sie gebe' kein' Nuß',
Der Vater reißt Böcher,
Die Tochter sticht's zu." —

Ohne auf die weiteren Fragen von Mutter und Tochter einzugehen, ist das Ameise auf und davon, die beiden im Flurhäuschen so klug wie vorher zurücklassend.

Dir aber, lieber Leser, wollen wir nun erzählen, welsch' heroischer Entschluß in dem Herzen dieses braven Mädchens gereift ist.

Kennst Du die Sage vom Marcus Curtius? — Nicht? So wollen wir sie dir hier kurz erzählen.

In Rom hat sich einst die Erde aufgethan. Ein bis zu unendlicher Tiefe dringender Spalt klast dort verderbenbringend auseinander. Zuerst klein, wird er von Tag zu Tag größer und bedroht zuletzt Alle mit dem Untergang. Nach der Prophezeiung der Augurn (das waren die weis-sagenden Priester der Römer) gibt es nur eine Hilfe. Die Stadt muß das Beste opfern, was sie hat. Ihr bester, stärkster und mächtigster Bürger muß sich dort freiwillig zu Pferde mit voller Rüstung hinunterstürzen. Erst wenn dies geschehen, wird, von dem Opfer gesättigt, die Erde sich wieder schließen, die Stadt gerettet sein. Und siehe da, er findet sich, dieser Opferwillige. Es ist der junge Curtius, dem das Wohl seiner Mitbürger höher steht, als das eigene Leben. Noch einen letzten Blick zum blauen Himmel zum prächtigen

*) Ein auf dem Land gebräuchlicher Ausdruck statt, „Laß Du nur mich machen!"

Sonnenlicht empor sendend, spornet er sein prächtig aufge-zäumtes Pferd, daß es sich hoch aufbäumt, dann stürzt Mann und Roß hinunter in die graufige Tiefe. Ueber ihm aber schließt sich die Erde und die Stadt ist gerettet.

Solche Helden gibt's nicht mehr, sagst du zweifelbereit; oder solche hat's auf der Welt wohl nie gegeben; lese ich dir an deiner ungläubigen Miene ab. Nur langsam! — Muß es gerade ein tiefes Loch sein, in das sich Einer für Alle hinabstürzt, auf daß es sich zum Wohl der Ueberlebenden über ihm schließe? Ist das Opfer nicht auch hoch anzuschlagen, wenn du es über dich gewinnst, aus Liebe zu deinem Nächsten einen Schritt zu thun, bei dessen Gedanken es dich ebenfalls bis zum Tode schaudert, dessen Folgen du aber durch's Gange so lange Leben tragen und durch's Ofen mußt? Errathest du nun, was in Ameise vorgeht?

Daß noch eine Weile Geduld und du sollst bekennen müssen: „So wahrlich! so lange solche Opferwilligkeit noch in eines Menschen Brust wohnt, insolange ein Mensch so unendlich viel für andere, die er lieb hat, zu thun vermag, ist die Treue kein leerer Wahn!"

In des Altbürgermeister Hornungs Wohnung ist alle Gemüthlichkeit verscheucht. Der Friede, die Eintracht früherer Zeiten ist gewichen und hat dem Hader zwischen Eltern und Kindern Platz gemacht.

Frau Hornung, eine äußerst gewissenhafte und tüchtige, aber auch eine in starren Vorurtheilen befangene Frau, theilt vollständig die Grundsätze ihres Ehemann, ja es möchte fast scheinen, als sei sie es, die im geeigneten Moment ihren Willen einzusetzen weiß, wenn vielleicht einmal eine Spur von Mitleiden oder Nachgiebigkeit beim Vater einen schwachen Punkt verräth, durch den die Kinder schließlich doch zur Erfüllung ihrer Herzenswünsche hätten gelangen können.

So waren also die Eltern ganz eines Sinnes, und das wäre an und für sich eine recht schöne Sache gewesen, wenn sie nicht bei jeder Gelegenheit dem Unmuth über den „Ungehorsam" der Kinder in allzuheftiger Weise Ausdruck verliehen hätten. Wir sagen der Kinder. Denn nicht nur Franz bereitete den Eltern mit seinem Trost großen Verdruß, nein auch das Ameise will sich nicht dem Willen derselben fügen. Nicht genug, daß sie die Partei ihres Bruders nimmt und wie ein Advokat die Flurerleute vertheidigt, so oft die Eltern sich gegen diese in Verwünschungen ergehen, nein, das „mürrathene Kind" will auch um alle Welt nichts von einer Verbindung mit des reichen Burghauern Seppel wissen.

„Lieber heier i g'rad' 'n Frochj mitten aus 'm Leich' raus," hatte, sich vor Ekel schüttelnd, das Mädchen ihrer Mutter in das Gesicht gesagt, „als so 'n eiskalten Tropf, so ein' durch Schnaps verg'rathenen Vuhewader, und wenn er 10 Bauernhöf' im Vermögen hätt' und in einer goldenen Bettlad' schlafen thät!"

Als ihr darauf die Mutter, durch diesen Widerspruch erzürnt, mit Heftigkeit die „Echerwenzelei" mit des Lindewirths Frieder entgegenhielt und ihr rund weg erklärte, daß da niemals was d'raus werde, so lange sie am Leben sei und ein Wörtle mitsprechen habe, da entgegnete Ameise unerschrocken, daß ihr der Frieder zwar gefalle und von den hiesigen „Buben" der liebste zum Mann wäre, daß sie aber in dem Punkt ihren Eltern, wenn nicht gerne, so doch ungerne, nach Wunsch handeln wolle; dagegen könne sie Niemand — auch Vater und Mutter nicht — zwingen, den garstigen Seppel zu heirathen. Zum Heirathen gehören immer zwei und wenn's bei ihr einmal pressir', dann müßt ihr Wollen doch auch dabei sein.

Gegen solche Gründe war nun freilich nicht viel zu machen. Aber der Burghauer und sein Seppel ließen nicht nach mit

der M
neue
Ra
das
Zeit
ein
Die
d'rine
danke
Das
ein a
schön
Apost
daran
einam
Unred
habe,
Kinde
bereite
bald i
werde
die E
reisen
endlich
selbst
alles
gar e
insäg
schuld
Uel
ein G
doch
eine
ihren
aber
Herze
entgeg
und F
genom
Zu
bringt
Nauch
liebt
allein
„D
bracht
ihren
scheint
unschö
der g
dem h
„So
„G
lautet
Suppe
Salzfa
„Ra
b'forgen
dem P
Lichtu
Mit
verspü
„Wo
so eise
kommt

der Werbung und so gab es von Zeit zu Zeit immer wieder neue Auftritte.

Namentlich die Sonntage waren es, auf die sich neuerdings das Ameile geradezu fürchtete. An solchen Tagen hat man Zeit zum Nachdenken, zum Plaudern und — zum Zanken.

Der gefirigen Zusammenkunft Ameiles mit Brenele folgte ein Sonntag.

Die Kirche ist aus. Vater Hornung war mit dem Ameile d'rinen gewesen. Schweigsam, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, schreiten sie heimwärts der Wohnung zu. Das Texteswort der Predigt „Kindlein liebet euch untereinander!“ hatte der ehrwürdige alte Geistliche heute recht schön ausgelegt, hatte namentlich hervorgehoben, daß dieses Apostelwort auf alle Lagen des Lebens anzuwenden sei, und daran erinnert, wie viel Verdruß sich die Menschen untereinander bereiten, wie viel Jammer und Elend, ja wie manches Unrecht, manche schwere Sünde, die Lieblosigkeit im Gefolge habe, während doch der allgütige Vater dort droben seinen Kindern schon da unten auf der Erde einen Himmel zubereiten möchte, den wir ahnen und empfinden können, so bald das Band der Liebe uns vereinige. Zur Hölle aber werde die Erde schon diesseits allen denjenigen, von denen die Liebe gewichen sei und die sich durch die Selbstsucht hinreißen lassen zuerst zu kleinlichen Kränkheiten und Händereien, endlich zu immer bestigeren Auftritten, bis zuletzt der entsetzliche Haß in dem erkalteten Herzen Einzug halte, der, alles um sich her mit seinem Dorn vergiftend, den Menschen gar oft zur fürchterlichen Bestie umwandle und so vielen unsäglichen Jammer, so mancherlei Unglück auf Erden verjähle.

Ueber Ameile war bei solchen ächt christlichen Kanzelworten ein Gefühl der seligsten Beruhigung gekommen. Hatte ihr doch der gestern im Plurhäuschen so rasch gefasste Entschluß eine recht schlaflose Nacht gemacht und wollte sich doch ihrer der Kleinmuth mehr wie einmal bemächtigen. Jetzt aber geht sie gestärkt bis in die innersten Tiefen ihres Herzens der elterlichen Wohnung an der Seite ihres Vaters entgegen. Fester als je ist sie entschlossen, um der Bruders- und Freundschafts liebe willen das zu thun, was sie sich vorgenommen hat.

Zu Hause ist der Tisch schon gedeckt. Aus der Küche dringt der Geruch des Sauerkrauts und des darin gesteckten Rauchfleisches in das Zimmer, dieser aus dem Lande häufig beliebten Sonntagspeise, weil sie, während des Kirchgangs, allein kocht.

„Dort hat der Schmied-Jakob 'n Brief aus Karlsruh' bracht!“ benachrichtigt die zu Hause gebliebene Frau Hornung ihren Mann mit verdrießlicher Miene. Dabei ist jetzt augenscheinlich über das regelmäßig und kräftig geschnittene, nicht unschöne Gesicht der Frau ein fast harter Zug ausgebreitet, der gar nicht passen will zur Sonntagsstimmung und zu dem heute behandelten Kirchentexte.

„Von wem ist der Brief?“ fragt der Vater.

„Guck nur selber! Wirst hernach gleich wissen, wie alt!“ lautet die gereizte Antwort der Mutter, während sie die Suppe auf den Tisch stellt und dabei aus Versehen das Salzfaß umwirft.

„Kannst du net do zulange? Muß denn i alles allein b'sorge?“ fährt darauf die Frau Hornung, während sie mit dem Messer das Salz wieder von dem etwas emporgezogenen Tisch Tuch in das Näpfchen streift, unwillig das Ameile an. „Mit dir hat mer nig als Verdruß, aber von einer Pfl' verspürt 'mer 's ganz' Jahr nig!“

„Was häb' i denn heut' schon wieder ang'stellt, daß Ihr so eifert, Mutter? Ihr seht doch, daß i grad aus der Kirch' lomn'! Wartet doch nur ein klein's bisle, bis i mein'

Sonntagsjancker aus'zogen hab, i will hernach schon alles jurichten!“

„Das hättest gleich thun können! Stehst' alleweil daher und hältst' Maulaffen feil! Aber i merk's schon! Es ist bloß, damit Dir nig nebenaus geht, was in sellem Brief steht! Na wart' nur, über sell' rede mer heut noch miteinander!“

Vater Hornung hatte unterdessen, öfters von Ausrufen des Zorns unterbrochen, den von der Mutter bereits geöffneten Brief ergriffen und gelesen.

Dieser Brief kam aus der Residenzstadt vom Franz. Derselbe schreibt, daß er gehört habe, das Ameile solle gezwungen werden, den Seppel zu heirathen. Er könne, obwohl er ja sozujagen zu Hause nichts mehr zu suchen habe, nicht anders, als heim schreiben, daß das ein sündiges Unrecht wäre, welches die Eltern an der Schwester begehren wollten. Ob es nicht genug sei, daß man ihn wegen einem braven Mädchen verstoßen und in's Unglück gebracht habe, ob das Ameile jetzt auch noch daran müsse?

Er schildert den Seppel als einen wüsten Gesellen, den er ja von Jugend auf kenne und dem er leicht zutraue, daß er es gewesen sei, der ihm damals das Messer in den Rücken gestochen habe. Dieser dürfe sein Schwager nicht werden, lieber gehe er nach Amerika und nehme das Ameile mit.

Hierauf schildert Franz seinen Freund, den Frieber. Wie das ein richtiger Bursch sei, den man überall hin gebrauchen könne. Er wisse, daß der das Ameile wolle, und es sei ihm auch bekannt, daß die Schwester am liebsten mit dem Frieber zum Altar ginge. Die Eltern sollen die zwei zusammeneben. Damit könnten sie das wieder gut machen, was sie ihm und dem Brenele Leids angethan hätten.

Dem Brief fehlen nicht Stellen, wo kindliche Anhänglichkeit, ja Demuth hindurchleuchtet, von einer geradezu edlen Bruderkiebe ist derselbe auf jeder Zeile durchdrungen.

Solche Ausdrücke zur rechten Zeit vorgebracht, hätten leicht bei den Alten eine mildere Gesinnung nach rufen können, als es jetzt der Fall ist. So aber, wie das bei Briefen gerne so geht, haben eben die Hornung'schen Eheleute aus dem ihres Sohnes nur die eingestreuten Bitterkeiten herausgelesen, Gedanken, wie sich solche manchmal bei aufgeregtem Gemüth gar leicht, fast unbewußt, der Feder mittheilen, während der Schreiber vielleicht gar nicht ahnt, was er da Schlimmes geschrieben und wie sehr er damit verlegt hat. Dieselben Worte, mündlich ausgesprochen, würden möglicherweise vermittelnd, versöhnend gewirkt haben, auf dem Papier aber erscheinen sie kalt und wie mit Doldspitzen untermennt, welche auf alle Fälle das elterliche Herz verwunden müssen.

Dieser leidige Brief also hat wieder einmal die schlecht geheilte Narbe aufgerissen.

Einer jener heftigen Zornesausbrüche, wie sie bei Hornung's in der letzten Zeit leider an der Tagesordnung waren, ergießt sich über das Ameile und das vorhin umgeschüttete Salzfaß hatte, wie dies ja der Volksglaube annimmt, also richtig Zank und Streit bedeutet. Statt der Schwester zu rügen, hat ihr der Franz mit seinem Schreiben heute eine rechte Suppe eingebracht.

Jetzt geht's in einem dahin, jetzt ist's an der Zeit! dachte unsere Heldin, jetzt muß es 'raus! —

Als der Unmuth der Eltern sich einigermaßen ausgetobt hatte und anfing, einer mehr wehmüthigen Stimmung über den scheinbaren Ungehorsam der Kinder Platz zu machen, ja als die Mutter zuletzt weinend ausrief: „Ach, wenn doch von meinen zwei Kindern wenigstens Eines uns die Freud' machen und unsern Willen thun wollte! Da warf sich Ameile vor der erstaunten Frau in die Knie und gelobte schluchzend:

• Nun, wenn Euch denn gar so viel d'ran liegt, daß i den Seppel heirath', — i will's thun und — sollt's mein Tod sein! Aber die einzige Bedingung laßt mir frei: O herzlieber Vater und

Mutter, gelt? Ihr habt — o das versprecht Ihr mir — hernach nig mehr dawider, daß der Franz sein Brennele kriegt!?"



„Gelt? Ihr habt hernach nig mehr dawider, daß der Franz sein Brennele kriegt!“

Wir wollen dir nichts Unmögliches vorzaubern, lieber Leser, dir kein Wundermärchen erzählen, aber diese plötzliche Gefügigkeit und solche grenzenlose Opferwilligkeit ihres Kindes rührte die Herzen der Eltern.

Vater Hornung schaut verwundert auf sein Kind. Das hatte er gerade von dem Ameile am wenigsten erwartet. Wie energisch hatte sich das Mädchen seither gegen das ihr aufgedrungene Bündniß gewehrt! Wie unerschrocken hatte sie bisher für ihren Bruder den Kampf aufgenommen. Und jetzt diese Gefügigkeit um des Bruders, um der Freundin willen!

Er fühlt unter seiner Weste ein eigenthümliches Warm- und Kaltwerden. Noch will er als kluger Hausvater sich zwar nicht überrumpeln lassen, aber ihm ist es doch auf einmal, als seien ihm seine Kinder weit nicht so entfremdet, wie er bislang gemeint hat, und ein dunkles Gefühl sagt ihm, als jekt der Blick auf sein im Schooß der nicht minder gerührten Mutter dort so krampfhaft zusammen zuckendes Kind fällt: „Rein, das Opfer soll sie mir doch nicht bringen. Wir scheint, das wäre zu viel verlangt!“

5. Kapitel.

Zündeln.

Reitro: Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Gluth!
Schiller.

Das Regiment des Herrn Katzenwedel hat inzwischen traurige Früchte getragen.

Hast du schon beobachtet, lieber Leser, wie mühsam es ist, einen beladenen Karren aus dem Sumpfe heraus und den steilen Weg hinauf zu schieben, hast du dir gemerkt, wie lang man Zeit braucht, wie viel es Hize kostet, bis man ihn Schritt für Schritt, mehr und mehr in die Höhe gebracht hat? Hast du aber auch erlebt, wie rasend schnell ein solcher Karren wieder den Berg hinunter in den Sumpf rollt, sobald ihm die treibende Kraft entzogen wird?

Dieses Bild vom Karren läßt sich auf so manchen Gemeindegaußhalt anwenden, wo unter der umsichtigen und strammen Leitung eines tüchtigen Ortsvorstandes sich eine Zeit lang die

Verhältnisse langsam, allmählig zu bessern beginnen, wo ein gesunder Fortschritt ohne Ueberstürzung sich nach jeder Richtung hin wohlthätig bemerkbar macht, wo sich in Folge dies der Wohlstand hebt, der Kredit des Orts steigt und die Bürger sich zufrieden fühlen. Es läßt sich dieses Bild aber auch in dem Fall anwenden, wenn eine solche ziehende und schiebende Kraft nun, wie hier, mit einmal dem Gemeindefaust verloren geht und in ganz entgegengelegtem Sinn ersetzt wird.

Die besser gesinnten alten Gemeinderäthe haben es dem Raßenwedel leicht gemacht, auf dem Rathhaus „einen neuen Boden zu legen“. Mehr wie Einer kündete beim Amt den Dienst, weil er vorgab, das Elend in der jetzigen Gemeindeverwaltung nimmer länger mit ansehen zu können und hätte nicht der Rathschreiber, ein anerkannt tüchtiger Gemeindebeamter, das allgemeine Vertrauen noch genossen, die „Herren“ wären bald alle davon gelaufen.

Auf solche Art besetzte jedoch der neue Bürgermeister immer mehr seine Macht. Willkür und Eigennutz konnte er ja erst nach Beseitigung der unbequemen Nähe bei der ihm nummehr gefügigeren Mehrheit des neuen Kollegiums so recht entfalten.

Es ist deshalb immer ein Unrecht, ein schlimmer Gebrauch, der schweren Tadel verdient, wenn ältere, erfahrene Gemeinderäthe die Spitze in das Korn werfen und davon laufen, sobald ihnen ein neues Regiment nicht gefällt, oder gar gefährlich erscheint. Mit ihrem Rückzug arbeiten sie ja gerade dem Gegner in die Hände und beschleunigen das Verderben! Wir möchten solche Fahnenflüchtige, um unser voriges Bild nochmals vorzuführen, mit Leuten vergleichen, die eine geraume Zeit von unten den Karren den Berg hinauf schieben, während ein energischer und gewissenhafter Ortsvorstand vornen an der Deichsel steht und gleichzeitig das Fuhrwerk zieht und lenkt. Werden die Hintereen nun des kundigen Führers vornen plötzlich verlustig und tritt an dessen Stelle ein Unkundiger, oder gar ein Böswilliger, ei! dann mögen sie doch um so fester ihre Schulter unterstemmen und gleichzeitig dem „Neuen“ da vornen auf die Finger sehen! Treten aber auch sie, wie das häufig geschieht, mißmuthig oder feige von ihrem Posten ab, ja dann muß freilich der Karren in den Abgrund rollen! Und hier ist er tief, tief hinab gerollt! Nicht nur sorgten Raßenwedel und seine Gesinnungsgenossen dafür, daß die von Hornung unter Kampf und Mühe zu Stande gekommenen nützlichen Einrichtungen nach einander beseitigt worden sind, nein es wurde auch durch unverzeihliche Sorglosigkeit, durch schändlichen Eigennutz, ja selbst durch unehrliche Handlungen mit der Zeit ein Zustand in der Gemeinde geschaffen, welcher deren Kredit schwer schädigen mußte.

Zwangsvollstreckungen waren in Folge dieß bald an der Tagesordnung und die Zahl der Gante vermehrte sich zusehends. Aber auch alle Moral, jede ehrliche Gesinnung, scheint verloren gegangen zu sein. Veruntreuungen, Betrügereien, ja sogar Meineide, haben in letzter Zeit Leute von hier auf die Anklagebank gebracht, welchen früher kein Mensch solche Handlungen zugetraut haben würde.

Am schmerzlichsten ist es Hornung und allen Gutgesinnten des Orts, mit ansehen zu müssen, wie schnell wieder neben den anderen Uebelständen die Sucht des Branntweintrinkens hier überhand nimmt und wie in Folge dies ein großer Theil der Bevölkerung mit erschreckender Geschwindigkeit moralisch verwildert und wie die Leute in ihren sonstigen Verhältnissen zurückkommen.

Wenige Häuser sind es noch, in denen der Schnaps nicht halbliterweise getrunken wird. Der nummehrige Herr Bürgermeister ist selbst Lieferant. Er treibt das Geschäft jetzt

im Großen und was er allein nicht beibringt, besorgen redlich jene Andern von auswärts.

Ja, der Schnaps, dieses Gift, steht auf dem Frühstückstisch, wie auf dem Mittagstisch. Der Schnapskrug ist dem Besper beige packt, das die Tochter dem Vater auf das Feld nachträgt, am Schnaps „erwärmt“ er sich, ehe er zu Bett geht. In den Schnaps taucht die Mutter den Schloher des Säuglings, auf daß das Kind besser schlafen kann, beim Schnaps, statt wie sonst beim Kaffee, sitzen endlich sogar manche Weiber zusammen und plaudern und striden dazu, als wenn das gar nicht anders sein könnte.

Wer jetzt die Bemerkung betritt, vermöchte nimmer das entzückende Bild zu entwerfen, wie wir es noch bei Beginn dieser Erzählung thun konnten.

Schon von weitem erkennt man die Fahrlässigkeit, die nummehr fast allgemein im Landwirtschaftsbetrieb dort eingerissen ist.

Die herrlichen Obstbäume von damals, sie sind verwahrloset und hängen voll Moos und Flechten. In den Kronen der Bäume haben sich vielfach die verderblichen Misteln eingenistet. Wasserschosse wuchern wild neben den Stämmen heraus, oder zwischen den Kronenzweigen hindurch. Alte abgängige Bäume — sogen. Baumleichen — werden nicht mehr, wie früher, entfernt, sondern bleiben stehen, die ganze Umgebung verschändend und ein Herd unzähligen Ungeziefers.

Junge Bäume werden entweder gar nicht gepflanzt, oder wenn doch, in so erbärmlicher Qualität und mit so lächerlicher Pflege, daß die häufig ohne Stüdel dastehenden Stämmchen eher trummen Gerten gleichen, welche, vom Wind gebogen, halb in die Wege herein hängen, als Obstbäumen, die einmal der nachfolgenden Generation einen Theil des Lebensunterhaltes bringen sollen. Nie wird daraus ein tragbarer Baum werden! Solche Pflanzungen sind geradezu ein Spohn auf den Obstbau!

Und wo wir als Landwirth den Blick sonst hinwenden, fast durchweg die gleiche Verwahrlosung. Die Aecker verunkrautet, die Wiesen versumpft oder wo sie trocken liegen, so dürftig im Graswuchs, daß sich im Juni keine Rake darin unsichtbar machen könnte. Und dann die ausgefähten und verlotterten Feldwege, auf denen, ohne unzuwerfen, kein Karrenwagen, ohne das Vieh zu schinden, kein Dungwagen vorwärts kommen kann. Im Ort selbst läuft der Fuhr über die Straße und in den Höfen fährt der Mist herum, als ob er keinen Werth hätte. Vom Vieh wollen wir nicht viel reden, denn der Ställe sind es wenige mehr, in welchen noch eigenes Vieh steht. Was wir sehen, ist „Verstellvieh“, vom Händler in's Futter gestellt, vom Händler wieder abgeholt!

Was hilft es, daß noch einige Bestizungen, vornab die des Altbürgermeisters, des Lindenwirths und einiger Anderer, wie die Däsen in der Wüste aus diesem landwirthschaftlichen Zerrbild rühmlich hervorragen? Das Gesamtbild vermögen diese Wenigen nicht freundlicher zu gestalten. Konnte es anders kommen?

Die Mehrheit der Bevölkerung dieses Orts wollte an jenem Wahltag auch einmal einen Bürgermeister „für die Bettelleute“. Jetzt haben sie ihren Mann. Die „Bettelleute“ werden sicher nicht ausbleiben! — — —

Auf dem Burghof ist es in letzter Zeit lebhaft zugegangen. Kornhändler, Mehlhändler, Hopfenhändler, kamen und gingen Einer übergab sozusagen dem Anderen die Thürschnalle.

Der Burghauer muß eine reiche Erbschaft gemacht haben, daß er so einkauft, hieß es im Dorf. „Vielleicht, daß es bald

Spr
rang

Baumt

atter.

trau-

es ist,

nd den

ie lang

Schritt

hat?

solcher

lt, so-

teinde-

ammen

ang die

Krieg gibt!" vermuteten Andere, "denn der ist gar ausge-
spißt und hört's Gras wachsen."

Es war auch zum Bewundern. Wagen um Wagen kam
angefahren. Hoch geladen mit Mehl und Fruchtsäcken und
es hatte beim Ausschütten, zumal als dabei eine erhebliche
Menge Hafer zum Vorschein kam, wirklich den Anschein, als
stünde ein Krieg bevor und der Burghauer wollte Armeelie-
ferant werden. Aber sollen denn jetzt am End' gar auch
Militärbierbrauereien errichtet werden? Fast könnte man's
glauben, denn als die Speicher endlich bis zum Zusammen-
brechen mit Körnerfrüchten gefüllt waren, rüdten die Hopfen-
händler an und Ballen um Ballen wanderte unter das Dach
des Burghofs, bis schließlich der letzte verfügbare Raum be-
legt war.

Daß die gelieferten Waaren durchweg der geringsten
Qualität angehörten, der Hopfen aus liegen gebliebenem
zweijährigem aufgeschwefeltem Schund bestund, fiel weiters
Niemandem auf.

Auch daß sich der Burghauer mit seinen vielen Vorräthen
so hoch als möglich in die Feuerversicherung einschreiben
ließ, brauchte keinen Menschen Wunder zu nehmen. Wäre
der Mann nicht zu tadeln, wenn er, mit so viel Geldwerth
unter dem Dach, unversichert ruhig schlafen könnte?

Ob er es trotzdem kann? Wir möchten es bezweifeln.
Sein ganzes Benehmen belehrt uns eines Andern. Was
treibt ihn nur, daß er des Nachts, wenn Alles ruht, oft-
mals nur in den Strümpfen auf die Dachräume steigt und
seine Speicher durchläuft? Was soll es bedeuten, daß er
sich in der Dunkelheit der Nacht in Gesellschaft seines Sey-
pel in sonderbarer Weise bald dort, bald da etwas zu schaffen
macht? Bricht er sich vielleicht den Schlaf, um das Auge auch
Nachts noch an seinen reichlichen Vorräthen zu ergötzen, dabei
zum Voraus in dem Gedanken des durch die glückliche Speku-
lation in Aussicht gestellten hohen Gewinnes zu schwelgen?

Einer jener schönen Tage, wie sie manchmal die erste
Hälfte des Octobers noch mit sich bringt, wo über Mittag
die Sonne so goldig scheint und dann mit ihren Strahlen
uns wohl angenehm erwärmt, aber nicht mehr, wie zur
Sommerzeit, so glühend, sengend auf uns niederbrennt, ist
heute zur Neige gegangen. Ruhig liegt der Ort vor uns.
Seine Bewohner sind längst schlafen gegangen. Kein Laut
ringsum. Nur ein Hahn, der wohl durch einen Zufall zu
früh erwacht sein wird, kräht dort vom äußersten Ende des
Orts her den Tag an, obwohl dieser noch recht fern ist.

O, du heilige Ruhe der Nacht! Welche göttliche Wohlthat
ist mit dir der Menschheit geschenkt worden! Wer möchte
dich stören?

Doch, was ist das? Wird's dort oben zwischen den Dächern
des Burghofs nicht auf einmal auffallend hell? Steigt nicht
fahlgelber Rauch auf? Wahrhaftig, jetzt züngelt eine Flamme
hervor! Hier wieder! Dort auch! Auch dort und dort!
Warmherziger Himmel! Der Hof brennt an allen Ecken!
Das wird ein schreckliches Unglück werden. Mitten in der
Nacht. Alles im Schlaf. Keine organisirte Feuerwehr mehr
im Ort. Die Feuerspritze unbrauchbar, weil der Herr Katzen-
wedel sowohl Feuerwehr, wie Spritzenprobe für Spielerei
erklärt hat, das die Gemeinde nur Geld koste. Außer den
Brunnen kein Wasser in der Nähe! Merkt denn Niemand
die Gefahr? Auf, auf, ihr Schläfer! Hat sich euch der
Alkohol schon so schwer in die Glieder gesetzt, daß ihr gar
nicht erwachen wollt? Endlich, endlich muß doch Alarm ent-
standen sein, denn dumpf schlägt auf dem Thurm die große
Glocke an, jetzt fällt auch die kleinere ein, es läutet Sturm.

Indessen ist der ganze Burghof fast nur noch ein Flam-
menmeer. Prasselnd schlägt die Lohe gegen den schwarzen
Nachthimmel, Millarden von Leuchtäfern zu vergleichen,
schwirren die glühenden Körner der aufgeschichteten Früchte
in der Luft, zuweilen durch den gewaltigen Druck des ent-
seffelten Elements schauerlich schöne Feuergarben bildend,
die wie eine schwere Anklage zum Himmel aufsteigen.

Alles ist jetzt auf den Beinen. Zu retten ist dort oben
nichts mehr, aber es gilt, die eigenen Heimstätten zu wahren.
Das gewaltige Feuer überschüttet ja mit seinem Zintenregen
das ganze Dorf.

Es ist ein grenzenloser Durcheinander. Helft! Helft!
Unser Haus brennt auch! ruft jetzt eine vor Angst heisere
Stimme aus einer kleinen Nebengasse heraus. Als die Leute
hin eilten, um beim Ausräumen zu helfen, fängt es schon
auf drei anderen Plätzen zu brennen an.

"Habt Ihr denn net in die Nachbarorte um Spritzen ge-
schickt?" fragt die plan- und rathlos dastehenden Gemein-
räthe der alte Hornung. "Wo steckt denn der Bürger-
meister?"

"Der ist vermuthlich droben auf dem Burghof. Er sagt,
daß er als Agent von der Feuerversicherung dort am meisten
zu thun hält". Bei ihm hat ja der Burghauer jetzt noch
das Meiste versichert!"

"Ja, da hört aber doch Alles auf! Habt Ihr den Mann
denn zum Versicherungs-Agenten, oder zum Bürgermeister
g'wählt?"

"Wißt Ihr was, Altbürgermeister, übernehmt Ihr das
Kommando," ruft in der Angst ein Bürger. "Seller weiß
net, wo ihm der Kopf steht. Er geht gar nimmer her."

Hornung besinnt sich angelehnt für den Ort immer
dringender werdenden Gefahr nicht lange. Er schickt Feuer-
reiter aus, läßt das Amt benachrichtigen und bringt ein-
weilen so viel Ordnung unter die rathlose Menge, daß jetzt
die, freilich ohne Spritze sehr schwachen, Lösversuche wenig-
stens mit mehr Umsicht und in geregelterer Einteilung der
Kräfte vor sich gehen.

Sein größtes Augenmerk legte er auf das Ausräumen
bedrohter Häuser, auf das Bergen des Viehs, der Fahr-
nisse und auf das Zubringen von Wasser nach den erglü-
henden Gebäuden, von welchen immer weitere in das Unglück
hinein gezogen werden. Wo die Gefahr am größten ist,
stellt sich immer der "Alte" vor die Lücke nicht nur mit dem
Wort, sondern auch mit der That. Seine mit weithin ver-
nehmbarer Stimme ruhig und besonnen gegebenen Befehle
werden von allen Seiten mit einer Emsigkeit befolgt, wie
er es nicht besser in den Zeiten seiner bürgermeisteramt-
lichen Würde hätte erwarten dürfen. Die geängstigten Leute
gleichen eben einer zerstreuten Herde, zu der sich nun auf
einmal wieder der alte Hirte gesellt hat. —

Unterdessen spielt sich auf dem brennenden Burghof eine
entsetzliche Scene ab. Der Altbürgermeister wird dahin ge-
rufen, um helfend einzugreifen. Was er da sehen muß, erfüllt
ihn mit Ekel und Grausen. Bei Frau Katherine, der
Bäuerin, scheint in Folge des Schreckens der völlige
Wahnwitz ausgebrochen zu sein, denn, nachdem sie halb-
angezogen, bisher immer nur händeringend zwischen den
brennenden Gebäuden umhergeirrt war und unverständ-
liche Jammervorte vor sich hin gemurmelt hatte, stürzt
sie, ihren fast sorglos herumwandelnden Mann gewahr wer-
dend, auf einmal auf denselben los, krallt ihm die Finger
in's Gesicht, würgt ihn und kreischt mit furchtbar gellender,
all' das schreckliche Gepraffel und Getöse weit übertönender
Stimme: "Der da! Der da! Der da ist der Brandstifter.
Seht her! Kein Anderer, wie der hat's than! In's Feuer
mit ihm! In's Feuer, den Brandstifter!"

Immer wüthender dringt die offenbar Geistesgestörte auf den Burgbauern ein, immer näher bringt sie den entsetzt zurückweichenden der fürchterlichen Gluth, da gelingt es ihm, sich los zu machen und mit Hülfe des hinzu geeilten Seppel die Mutter zu händigen.

Sie wollen die Wildumsichschlagende schleunigst vom Brandplatz entfernen. Die aber reißt sich mit einem verzweifelten Ruck von ihnen los, rennt mit fliegenden Haaren zurück zu dem brennenden Haus, in welchem soeben ihr Reichthum, ihr ganzes Dichten und Trachten auf dieser Welt, dem Untergang geweiht ist, und stürzt sich mit einem mark-

6. Kapitel.

Vergehen und vergessen.

Reise: Horch Liebchen, die festlichen Glocken!
Sie laden zur Kirche uns ein.
Sie thnen vom Berge hernieder,
Wie Klänge des Himmels, so rein.
Sie laden zwei glückliche Herzen
Zu Gottes Altare nun ein.
Was lang ich auf Erden gesucht,
Ich fand es bei Dir allein. Lied.

Jene Schreckensnacht liegt hinter uns. Das Unglück



Mit dem Ausruf: „Mein Sach, mein schönes Sach!“ stürzte sie sich in die hoch auflobernde Gluth. erschütternden Ausruf: „Mein Sach! Mein schönes Sach! — Schnapslumpen, Brandstifter seid ihr alle zwei!“ in die hochauflobernde Gluth.

hatte den denkbar größten Umfang angenommen. In Folge der Versäumniß des Bürgermeisters Ragenwedel kam die Hülfe von auswärts viel zu spät. Fast das halbe Dorf liegt in Asche. Grenzenloser Jammer, lieber Leser, ist eingelehrt auf der Stätte, auf die wir in dieser Erzählung dein Auge hingelenkt haben. Die Obdachlosen sind bei den verschont Gebliebenen untergebracht. Beim Altbürgermeister, an dessen Haus die Gefahr glücklich vorüber gegangen ist, sieht es aus, wie in einem Feldlager. Er hat aufgenommen, was halbwegs bei ihm Platz finden konnte. Nicht nur die Wohnung, nein auch die ganze Hofraithe und der Garten hinten hinaus ist bewohnt. Kisten und Kasten bilden die Wände der provisorischen Zimmer, übergelegte Bretter dienen als Bedachung. Weinende Frauen, schreiende Kinder, finster und verzweiflungsvoll in die Zukunft schauende Männer geben zum Ganzen die traurige Staffage. Doch hier und da sucht auch schon der Eine und der Andere wieder Trost bei — der glücklich geretteten Schnapsflasche.

Der alte Hornung weiß sich fast nicht zu helfen bei dem Durcheinander und — den vielen Amtsgeschäften.

Ja Amtsgeschäften; denn du mußt wissen, lieber Leser, Bürgermeister Ragenwedel ist wegen grober Nachlässigkeit und Pflichtverletzung während eines Brandes vorläufig des Amtes entsetzt und Hornung auf besonderen Wunsch der Bürgerschaft vom Bezirksamt zum einstweiligen Dienstverweser bestellt worden.

In der Amtsstadt aber sitzen der Burgbauer und sein Sohn wegen Verdachts der Brandstiftung hinter Schloß und Riegel.

Und noch eine weitere große Neugier, eine alle Gemüther erregende Kunde durchläuft soeben den Ort. Auch Bürger-

meister Katzenwedel ist soeben mit zwei Gendarmen zur Stadt abgeführt worden. Der Burgbauer und der Seppel sollen Alles gestanden, dabei aber verrathen haben, daß sie im Herrn Katzenwedel als Agenten der Versicherungsgesellschaft einen Mitwisser und Verbündeten hatten.

Das schreckliche Schicksal des Burgbauernhofs, das graufige Ende der Bäuerin, die Verhaftung des Bauern und seines Sohnes als Brandstifter, alles das hat auf den Altbürgermeister einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck gemacht. Wie schal und thöricht kommen ihm jetzt seine früheren Hoffnungen auf eine Verbindung seines Kindes mit dem Spröbbling solcher Leute vor! Wie schrickt er jetzt zurück vor dem bloßen Gedanken, daß er das Ameile einst hatte bewegen können, einem aus jener Familie die Hand zum Bund für's Leben zu reichen! — Wie ganz anders, achtungsgebietender, trotz des geringeren Besitzes, steht nun der Sohn aus der Linde vor seinen Augen, ja ihm will sogar bedünken, draußen die Flurer — doch halt, nicht weichherzig! Soweit sind wir doch noch nicht! —

Nach einigen Tagen tiefen Nachdenkens begibt sich Bürgermeisteramtsverweier Hornung zur Stadt und bittet dort den Richter um eine kurze Unterredung mit einem der Gefangenen. Dem Wunsche des geachteten Mannes wird ohne Bedenken willfahrt und Hornung bei Seppel eingeführt.

Als er nach einer kleinen halben Stunde diese Haftzelle wieder verläßt, ist ein Zug seit lange bei ihm ungewohnter Milde, mit einem Anflug von Wehmuth untermischt, auf seinem Gesicht ausgebreitet.

Er eilt, in's Gasthaus zu kommen, zahlt schnell seine Beche, entschuldigt sich beim Wirth, diesmal große Eile zu haben, läßt einspannen und fährt, so rasch seine Schimmel laufen, der Heimath zu.

Und noch am gleichen Abend tritt über die Schwelle des Flurerhäuschens eine Persönlichkeit, bei deren Anblick die immer noch leidende Frau Mariann an allen Gliedern zittert. Wer mag es sein, bei deren Stimme dem Brenele alles Blut zum Herzen treibt?

Es ist Franzens Mutter, die Frau Hornung.



„Das soll bedeuten, daß i kommen bin, um bei Euch für meinen Franz um das brave Mädele da anzuhalten.“

Ueberrascht steht die stolze Frau eine Weile da in dem freundlichen, von einer Erdlampe hell erleuchteten Zimmer, das sie in ihrem Leben das erste mal betritt, überrascht überblickt sie die fast an Wohlhabenheit grenzende einfache aber sol de Zimmereinrichtung, die überall herrschende Reinlichkeit, welche so manche Drecksstube der großen Bauern des Orts in Hin'tergrund stellt, fast über'rächt ist sie heute auch von der so

harmlos bescheidenen und doch wieder in ihrem behaglichen Heim Achtung gebietenden Wittwe; ergriffen von der durch tiefes Leiden geknickten und doch so lieblichen Erscheinung der Tochter.

„Ihr seid krank, Flurerin?“ unterbricht endlich Frau Hornung die peinliche Stille und rückt einen Stuhl bei, auf den sie sich niederläßt. „Ist Euch beim Brand der Schreck in die Glieder g'fahren?“

„Ja
recht g
„Un
Mädele
hedem
Bren
Ihr
herum.
herdort
glaubt
müssen
keiner
Frau e
Schuld
entsag
freiwill
Mit so
Ewuch
Sie de
und F
fragen
Auch
Schweif
Wer
als F
deute
Euch
um de
kommt
Mein A
heim t
Ameile
ch i zu
g'habt.
nachher
zweien
da wä
als m
bin i d
mei'm
Und
Erla
die un
die au
schilber
fürmt
halbes
die Fe
Zu
opferw
gefang
dem B
einen
ihn, w
schalen
stürzen
den W
Werth
Bravh
waren
Dräng
fuhr de
süfter
nicht n
stochen
geheim
Brenel

„Ja das wohl! Doch mir ist's schon seit lang' her net recht gut,“ antwortet zögernd die Gefragte.

„Und was ist denn mit Dir? Du siehst ja auch d'rein, Maidle, wie wenn Du nimme der lustig Vogel wärst, wie ebened! Was seht Dir?“

Brenele weiß nicht, wo es seine Blicke hinwenden soll. Ihr ist es, als drehe sich mit ihr das Zimmer im Kreise herum. Eine jähe Röthe übergießt das blasse Gesicht und hervordringende Thränen verdunkeln ihre Augen. Zuerst glaubt sie vor der Frau g'rad' in den Boden versinken zu müssen; es wird ihr schwindlig. Doch das Kind ist sich ja keiner andern Schuld bewußt, als daß es dem Sohn dieser Frau einmal in grenzenloser Liebe zugethan war. Es hat diese Schuld, wenn es eine solche ist, längst unter den heftigsten Entsagungsqualen abgebußt, es hat ja diesen reichen Leuten freiwillig die Bahn für ihre Absichten und Pläne frei gemacht. Mit solchem sich in ihrem Geiste immer klarer gestaltenden Bewußtsein kommt dem Brenele zusehends wieder der Muth. Sie vermag es über sich zu gewinnen, den Blick zu erheben und Frau Hornung anzusehen, gleichsam mit tiefem Ernst fragend, was das alles zu bedeuten habe.

Auch Frau Mariann' hält es an der Zeit, jetzt ohne Umschweife diese Frage zu stellen.

Wer beschreibt aber das grenzenlose Erstaunen der Leutchen, als Frau Hornung zur Antwort gibt: „Das soll bedeuten, daß i' kommen bin, Mariann', um bei Euch für meinen Franz um das brave Maidle da, um das Brenele, anzuhalten. Wißt Ihr, das Alter kommt mit G'walt, da prästir' i's halt nimme' so allein! Mein Mann hätt' auch nig dawider, wenn der Franz endlich beim tām' und das Feldg'schäft übernehmen wolt', und mein Ameile — ja, daß ihr's nur wißt, die hat g'rad' vorhin, eh i' zu euch her bin, Verspruch mit's Lindewirths Frieber g'habt. Sie läßt Dich schon grüßen, Brenele, und sie werd' nachher gleich her kommen, um zu sehen, wer von euch zweien jetzt das vernügigste Gesicht machen könne. Also da wären wir Alte ja bald ganz allein. Da g'hört so schnell als möglich eine junge Frau in's Haus, und dessenwegen bin i' da, und es wär' mir eben arg recht, wenn ihr zu mei'm Antrag alle zwei ja und Amen sagen könnt!“

Und es wurde „ja und Amen“ dazu gesagt!

Erlasse uns, lieber Leser, dir die Glückseligkeit Breneles, die unendliche Mutterfreude der guten Frau Mariann' und die ausgelassene Lustigkeit der zwei Mädchen ausführlich zu schildern, als eine kurze Weile nachher das Ameile angeführt kam und unter Lachen und Weinen das Brenele ein halbes Duzend mal umarmt und geküßt hatte. Dazu ist die Feder zu schwach, die Tinte zu dickflüssig!

Zu deiner Aufklärung diene nur, daß seit dem bekannten opferwilligen Entschluß Ameile's das Eis bei Hornung's angefangen hatte zu schmelzen. Dann das gräßliche Ereigniß auf dem Burghof, welches den alten Hornung, wie schon bemerkt, einen tiefen Einblick in die Verkommenheit jener Leute thum und ihm, wie seine Frau, erkennen ließ, in welche Hölle sie aus schalen Gelbrüchichten nahe daran gewesen waren, ihr Kind zu stürzen, dieses Ereigniß ließ bei den Leuten mehr und mehr den Werth irdischer Güter zurücktreten vor dem viel höheren Werth guter Erziehung, unentweichter Gesinnungstüchtigkeit, Brautheit und geschäftlicher Brauchbarkeit. Ausschlaggebend waren aber zuletzt die Eröffnungen, welche Seppel auf das Drängen Hornung's heute demselben gemacht hat. Hornung erfuhr dort (denn der Seppel, einmal mit seinem Vater als Brandstifter verurtheilt, hatte keine Ursache, sich weiter zu verstellen) nicht nur, daß derselbe damals den Franz hinterriicks gestochen, sondern auch, daß alle Angaben Seppel's über die geheime Fortspinnung des Verhältnisses zwischen Franz und Brenele und die heimlichen Zusammenkünfte im Flurerhäuschen

auf lügenhaften Angaben beruht hätten, daß sich das Brenele aber in der ganzen Sache voll edler Selbstverleugnung benommen habe.

Wie Ameile prophezeit hatte, war daraushin der brave Mann auf nichts so sehr bedacht, als Alles wieder gut zu machen. Er besprach sich lange eingehend mit seiner Frau und beide kamen zuletzt dahin miteinander überein, daß sie die Herzenswünsche ihrer Kinder erfüllen und gleichzeitig das gegen Frau Mariann' und Brenele begangene Unrecht so schnell als möglich sühnen wollten.

Daß die bislang entschieden anders denkende Mutter selbst den heissen Schritt that und so befriedend zu Ende führte, macht der wackern Frau alle Ehre.

Wieder ist's Frühjahr. Die Spuren des Brand's sind im Ort zwar noch nicht verwischt, aber da und dort wachsen neue Heimstätten aus dem Boden heraus und das traurige, fast wilde Lagerleben hat aufgehört.

Heute hat sich das ganze Dorf, Alt und Jung, was laufen kann, vor der Kirche versammelt. Die Häufe reden sich. Die Mädchen berühen fast vor Neugierde. Da muß ja irgendwo etwas ganz besonders Merkwürdiges los sein, etwas ungemein Sehenswerthes erwartet werden.

Jetzt ein Schuß! Jetzt noch einer. Jetzt abermals: piff! puff! paff! Aha! da kommt eine Hochzeit. Aber was für eine! Zwei Brautpaare auf einmal! Und sind sie uns denn nicht bekannt, die glücklichen Gesichter? O freilich. Vorans glückstrahlend unser Freund Franz in stattlicher militärischer Haltung, ihm zur Seite das Brenele, den Muth sittig zu Boden geschlagen. Wie hübsch und mannhaft ist der brave Junge geworden! Wie prächtig steht der dunkelbraune Schnurrbart zu dem gebräunten Gesicht. Man weiß nicht, soll man mehr das Brenele wegen seinem Franz, oder den Franz wegen seinem Brenele beneiden. Schreitet weiter miteinander auf dem Weg zur Glückseligkeit. Möge sie euch in vollem Maße zu Theil werden! Ihr habt lange genug darum gekämpft! —

Und jetzt das zweite Brautpaar. Ja sie sind's! Das ist das Ameile und ihr Frieber! Auch dir, du braves Mädchen, wird heute gelohnt, wie du es wahrlich redlich verdient hast. Segen, reichen Segen über euch Alle! — —

Damit könnten wir unsere Erzählung schließen. Und auch du, liebe Leserin, wirst denken, die Geschichte von den schlimmen Gebräuchen hat wenigstens kein schlimmes Ende genommen, denn von allen Gebräuchen, guten und schlimmen, ist eben doch das „Sichkriegen“ der beste und schönste Gebrauch. Doch sind wir noch nicht ganz mit unserer Geschichte fertig. Wir müssen dir doch sagen, daß der Burghauer bald nach seiner Ablieferung in's Zuchthaus selbst den Tod gesucht und gefunden hat, und daß sein ganzes Hab und Gut im Gantweg unter den Hammer kam. Seine Gläubiger haben viel Geld an ihm verloren. Der Seppel ist nach erstandener Strafe nach Amerika ausgewandert. Der Herr Kayenwedel aber hat nach der Rückkehr aus der Strafanstalt seinen Kramladen verlaßt und ist weit weg in die Berne gezogen, wo er hofft, daß man seine Vergangenheit nicht kennt.

Den Zimmerwastel haben sie eines Tags tod aus seinem Ofen aus dem Storch getragen. Ein Schlagfluß hatte seine durstige Laufbahn beendet, an demselben Tag, an welchem er sein letztes Markstück für Schnaps wechseln ließ.

Vater Hornung aber ist wieder einstimmig zum Bürgermeister gewählt worden und bietet allem auf, seine heruntergekommene Gemeinde in geregelte Bahnen zu bringen. Er ist der Mann dazu. Wenn es einer fertig bringt, den

schlimmsten aller schlimmen Gebräuche, das gewohnheitsmäßige Schnapstrinken, nach und nach zu beseitigen, so ist er es.

Jene Schreckensnacht hat ihm da gut vorgearbeitet, sie hat das Vertrauen seiner Mitbürger zu ihm befestigt. —

Und so überlassen wir den Ort jetzt beruhigt seinem Schicksal. Noch einen kurzen Abschiedsblick möchten wir auf die Stelle werfen, die uns so lange interessirt hat, dann wollen wir Ade sagen.

So lebt denn wohl, ihr Bewohner dieser Landgemeinde, lebt alle wohl! Vielleicht kommen euch diese Blätter einmal zu Gesicht und ihr schöpft — hoffentlich ohne Verdruss — die wohlgemeinte Lehre aus denselben, die wir zu eurem Ruh und Frommen hineinlegen wollten.

Eine schwere schwarze Wolke sehen wir noch über eure

Häupter hinwegziehen. Uns will es aber scheinen, als weiche sie dort einer am westlichen Horizont aufsteigenden Helle. Das würde für euch gutes Wetter bedeuten. Seht nur! Immer sonderbarere Gestalt nimmt das Wollenungehüm dort oben an. Da, jekt ein scheußlich furchenhaftes Gesicht, mit Haaren einer Furie und faltigen Gewändern. Jetzt streckt das Schreckgebilde gar Arme aus von greulicher Länge und Hände mit Krallen bewaffnet. Will das Geipenst euch denn gar nicht verlassen?

Es scheint doch. Die häßliche Wolke kann nicht länger hier weilen. Sie verzicht sich. Immer mächtiger entwickelt sich der helle Himmel im Westen und vertreibt die Finsterniß.

Du fragst, was das gewesen sei, was wir gesehen haben? Wir glauben und hoffen, es war

die entweichende Schnapspest.



Mittel gegen Schnaken.

Man bestäube die Wohnräume mit ächtem überseeischem Insectenpulver, was am besten mittelst eines besonders construirten Gummiballes geschieht.

Da die Dunggruben (Pfuhrgruben und Pfügen) zu den hauptsächlich Brutstätten der Schnaken gehören, so löse man bei niedrigem Stande der Dungalche ungefähr 1 Etr. frisch gebrannten Kalk, in der Grube auf, was für lange Zeit jedes

lebende Wesen von derselben fern hält. Auch verfallener Kalk, über die Dungalche ausgestreut, vertreibt die Schnaken oder läßt sie erstickt in die Grube fallen.

Zur Abwehr von allerhand Insekten, welche das Zugvieh belästigen, verwende man Essigsprit, der auch den Vorzug großer Billigkeit hat und zweckmäßig mit etwas Wasser verdünnt wird.

mehr a
Fieger
(Extren
Tage.
— En

Anfan

Datum

- 1. Jan
- 6. —
- 11. —
- 16. —
- 21. —
- 26. —
- 31. —
- 5. Feb
- 10. —
- 15. —
- 20. —
- 25. —
- 2. Mär
- 7. —
- 12. —
- 17. —
- 22. —
- 27. —
- 1. Apr
- 6. —
- 11. —
- 16. —
- 21. —
- 26. —
- 1. Ma
- 6. —
- 11. —
- 16. —
- 21. —
- 26. —
- 31. —
- 5. Jun
- 10. —
- 15. —
- 20. —
- 25. —
- 30. —

Wie
des lan
Nähe u
Fruchtig
kerner 2
Erbsen
Nett